

Taavi Soininvaara  
Rot

 aufbau taschenbuch

TAAVI SOININVAARA, geb. 1966, »zählt zu den derzeit politischsten und internationalsten Krimiautoren« (ECHO). Er studierte Jura und arbeitete als Chefanwalt für bedeutende finnische Unternehmen. Mit »Finnisches Requiem« – als bester finnischer Kriminalroman ausgezeichnet – erschien 2004 erstmals eines seiner Bücher auf Deutsch. Zuletzt »Schwarz« und »Weiß«, Leo Karas erste Fälle.

Leo Kara wird von Albträumen geplagt. Die Erinnerung an das tragische Schicksal seiner Familie kehrt ganz zurück und er möchte Gewissheit, ob er Schuld am Tod seiner Mutter trägt.

Dabei könnte ihm auch sein neuer Auftrag helfen: Ein Anwalt aus Helsinki vertritt eine Mandantin, Eeva Vanhala, die im Besitz des sogenannten Smirnow-Materials ist, das die Tätigkeit prominenter finnischer Politiker für den KGB beweist. Leo Kara soll das Material den Behörden übergeben. Doch wem kann er trauen? Einmal mehr gerät Kara selbst in Gefahr. Denn Mundus Novus hat schon den kirgisischen Hitman Manas, Mörder von Karas Mutter, beauftragt, alle Mitwisser zu liquidieren.

TAAVI SOININVAARA

# Rot

Leo Kara ermittelt

*Aus dem Finnischen  
von Peter Uhlmann*



aufbau taschenbuch

Die Originalausgabe unter dem Titel  
*Punainen jättiläinen*  
erschien 2011 bei Otava, Helsinki.



ISBN 978-3-7466-2892-9

Aufbau Taschenbuch ist eine Marke  
der Aufbau Verlag GmbH & Co. KG

1. Auflage 2013

© Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 2013

Copyright © 2011 Taavi Soininvaara

Umschlaggestaltung Mediabureau Di Stefano, Berlin

unter Verwendung eines Motivs

von plainpicture/Hanka Steidle

Druck und Binden CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

[www.aufbau-verlag.de](http://www.aufbau-verlag.de)

Anatoli Smirnow war in Helsinki, um deutlich zu machen, dass die neue Russische Föderation Finnland genauso fest im Würgegriff hatte wie früher die Sowjetunion. Das würde er den finnischen Machthabern in seinem Vortrag klar vor Augen führen. Er saß in einem kleinen Raum hinter dem Vorlesungssaal des Finnischen Außenpolitischen Instituts in Punavuori. Auf seinem Schoß lag eine Tasche mit Kopien geheimer Dokumente aus dem Archiv der Kommunistischen Partei der Sowjetunion, die alle Finnland betrafen. Smirnow fühlte sich wie jemand, der als nächster vor das Hinrichtungskommando treten musste. Er hatte schweißige Hände und einen Kloß im Hals, obwohl er ständig schluckte; sein Herz hämmerte, er war gezwungen, die Krawatte zu lockern.

So richtig konnte er immer noch nicht begreifen, wie es zu all dem gekommen war. Angefangen hatte es 1976. Damals war er, ein junger Sportler mit einer Ingenieurausbildung, für die Arbeit in der Abteilung Internationale Beziehungen des Leningrader Gebietskomitees der KPdSU angeworben worden, und hatte dann bisweilen mit Finnland und Finnen zu tun gehabt. Im Januar 1987 wurden die finnischen Angelegenheiten endgültig sein Hauptbetätigungsfeld, man ernannte ihn zum Sachbearbeiter im legendären »Finnland-Zimmer« der Abteilung Internationale Beziehungen des Zentralkomitees der KPdSU. Dort freundete er sich schnell mit seinem Vorgesetzten an, dem altgedienten Funktionär Iwan Rosdoroschny.

Als Rosdoroschny 1988 pensioniert wurde, überließ er ihm Kopien von Geheimdokumenten zu Finnland aus dem Archiv der

KPdSU. Aufgeschreckt durch deren brisanten Inhalt beschaffte sich Smirnow nun aus verschiedenen Quellen weiteres Geheimmaterial über Finnland. Nach seiner Berufung zum Leiter des Sekretariats der Abteilung Internationale Beziehungen der KPdSU im Jahre 1990 landete auf seinem Schreibtisch eine beträchtliche Anzahl geheimer Unterlagen, noch mehr als seinerzeit im Finnland-Zimmer.

Der fehlgeschlagene Putschversuch der Altkommunisten vom 19. bis 21. August 1991 änderte schließlich alles, sowohl in der Sowjetunion als auch in Anatoli Smirnows Leben. Am 23. August gelangte ein Heft in seine Hände, das vorschriftswidrig in der Abteilung Internationale Beziehungen aufbewahrt worden war. Das Heft enthielt alle Informationen über die Zahlungen der KPdSU an Bruderparteien weltweit, auch an die finnischen Kommunisten. In dem Chaos durch den Putschversuch brachte er noch mehr geheimes Material über Finnland an sich.

Am 26. August stand Smirnow plötzlich mit dem Rücken zur Wand: Der Chef der Abteilung Internationale Beziehungen, Valentin Falin, befahl ihm, alle Dokumente zu vernichten, die bewiesen, dass die KPdSU ihren Bruderparteien, ihren Helfern, Agenten und ebenso Politikern und anderen einflussreichen Personen, die der Sowjetunion wohlgesonnen waren und über erhebliche Macht verfügten, viele Millionen Dollar gezahlt hatte. Mit besonderem Eifer hatte man Geld nach Finnland gepumpt, jedes Jahr flossen Millionen Finnmark sowohl an Politiker und Parteien als auch an Privatpersonen.

Sollte er die Wahrheit vertuschen oder aufdecken? Man zwang ihn, eine Entscheidung zu treffen, die Unmögliches von ihm verlangte. Der Befehl Falins, das Heft zu vernichten, kam vierundzwanzig Stunden nach Präsident Boris Jelzins Erlass über die vorübergehende Beschlagnahmung des Eigentums und des Archivs der KPdSU. Falins Order verstieß demzufolge gegen Jelzins Ukas. Smirnow musste sich also auch für eine Seite entscheiden: für die

Kommunisten der alten Macht oder die reformgesinnten neuen Machthaber. Er beschloss, die Kommunisten zu verraten und auf die Demokratie zu setzen.

Smirnow übergab den Behörden am 26. August 1991 den Großteil seiner Unterlagen und auch das Geld des Geheimfonds der Abteilung Internationale Beziehungen – 11,5 Millionen Dollar. Doch das Heft mit den Angaben zu den Zahlungen der KPdSU ins Ausland und die meisten Dokumente über Finnland behielt er.

Mittlerweile, ein Jahr danach, hatte sich herausgestellt, dass es eine kluge Entscheidung gewesen war: Die Demokratie hatte auch in Russland den Kommunismus besiegt. Tausende alte Parteifunktionäre, Kollegen und Freunde, hatten am Kommunismus festgehalten und inzwischen ihre Arbeit verloren. Sie standen mit leeren Händen da, er hingegen leitete nun die Verwaltungsabteilung im Außenministerium der neu geschaffenen Russischen Föderation.

Und er war auch vermögend, so reich, wie er es sich noch vor einem Jahr nicht einmal in seinen kühnsten Träumen erhofft hätte. Das war das Beste. In den Monaten nach dem Putsch der Kommunisten hatten alle versucht, die verworrene Lage in Russland auszunutzen und von dem unermesslich großen Eigentum der KPdSU zu profitieren, etwas für sich abzuzweigen, ihre Zukunft zu sichern. Er selbst hatte Informationen an den Journalisten Aleksander Jewlachow verkauft, der in der Wochenzeitschrift »Rossija« Artikel über die Parteifinanzen der KPdSU veröffentlichte.

Smirnow war so in seine Erinnerungen vertieft, dass er aufschreckte, als der Direktor des Außenpolitischen Instituts im Hinterzimmer erschien und vor ihm stehen blieb. Jetzt war es soweit. Er konnte sich nicht entsinnen, wann er zuletzt vor einem öffentlichen Auftritt so aufgereggt gewesen war – vielleicht damals vor langer Zeit, als er das erste Mal an einer Versammlung teilgenommen hatte, die vom Generalsekretär des Zentralkomitees der KPdSU geleitet wurde, von dem Mann, der über die halbe Welt

herrschte. Smirnow ging zum Rednerpult, öffnete seine Tasche und nahm das Vortragsmanuskript heraus. Das Stimmengewirr verebbte. Er spürte die Angst des Publikums. Sie wussten genau, warum er hier war und was sich in seinem Besitz befand. In diesem Raum war der Kalte Krieg noch nicht zu Ende.

Als er auf dem Rang des Auditoriums Ulf Sundquist und Paavo Lipponen erblickte, fasste er etwas mehr Mut.

Im Jahre 1974, am Beginn ihrer Politikerkarriere, waren die beiden Finnen in Moskau auf dem Weltkongress der Friedenskräfte zu Gast gewesen, um die Beziehungen der Sozialdemokratischen Partei Finnlands zur KPdSU weiterzuentwickeln. Sundquist und Lipponen hatten die Rede Leonid Breschnews gelobt, sie habe bei ihnen einen »unauslöschlichen Eindruck hinterlassen«. Ihren Inhalt bezeichneten die jungen Politiker als »fundiertes Programm der friedliebenden Kräfte«.

Anatoli Smirnow räusperte sich, begann mit den üblichen Höflichkeitsfloskeln und kam dann in fließendem Finnisch zur Sache. »In meinem Besitz befindet sich eine große Anzahl als geheim deklariertes Dokumente über Finnland, darunter fast alle diesbezüglichen Geheimbeschlüsse der KPdSU aus den letzten Jahrzehnten. Leider darf ich sie nicht vorlegen, solange ich nicht weiß, welche Unterlagen aus dem Superarchiv der KPdSU in der nächsten Zeit für die Öffentlichkeit freigegeben werden. Ich kann Ihnen jedoch eine kleine Kostprobe geben«, sagte Smirnow und klopfte auf seine Tasche. »Diese Dokumente werden den Finnen die Augen öffnen. Viele finnische Politiker und andere einflussreiche Persönlichkeiten werden gezwungen sein, ihre Posten aufzugeben, und manche werden sich für ihre Taten auch vor Gericht verantworten müssen. Zu erwarten sind Nachrichten, die einschlagen wie eine Bombe, Skandale und viel Aufruhr.« Smirnow las zunächst von seinem Manuskript ab, aber allmählich ließ die Anspannung nach. Er wurde lockerer und wagte schon, beim Sprechen Blickkontakt zu seinem Publikum aufzunehmen.

»Helsinki war ein Labor, ein Versuchsfeld, auf dem die Sowjetunion in aller Ruhe testete, wie die westlichen Länder auf die verschiedenen Formen der indirekten Machtausübung reagierten. Die Sowjetunion hat die finnische Politik in der ganzen Zeit vom Krieg bis zu ihrem Zusammenbruch nach Belieben gesteuert. Finnland war wie eine Maus in den Krallen der Katze.«

Er trank einen Schluck Wasser und fuhr fort: »Ich besitze zahlreiche Dokumente – es handelt sich um hundert Seiten –, auf denen die Botschaft der Sowjetunion in der Helsinkier Tehtaankatu die KPdSU über Ereignisse in Finnland informiert: über Gespräche mit Politikern der SPFi, der Zentrumsparterie sowie ihrer Vorgängerin, der Agrarunion, und der konservativen Kokoomus, über den Zustand der Kommunistischen Partei Finnlands, über Jugendorganisationen, Gewerkschaften, andere Verbände, Volksbewegungen, Unternehmer und deren Einstellung und Verhältnis zur Sowjetunion. Auf der Grundlage dieser Berichte wurde dann in Moskau entschieden, Menschen zu diffamieren, die sich kritisch zur Sowjetunion geäußert hatten, oder Sympathisanten der Sowjetunion anzuwerben beziehungsweise zu belohnen. Die KPdSU nahm Einfluss auf fast alle wichtigen personellen Entscheidungen in Finnland. Das betraf sowohl die Wahl des Präsidenten und der Ministerpräsidenten als auch der Vorsitzenden von Freundschaftsgesellschaften und Sportorganisationen. Egal, welchen Vertreter der Sowjetunion finnische Politiker trafen, die KPdSU erhielt immer einen Bericht über das Gespräch.«

Smirnow spürte jetzt, dass er Herr der Lage war. Er trank sein Glas in aller Ruhe aus und goss Wasser nach.

»Wenn es in der Sowjetunion etwas gab, worauf man sich verstand, dann war es das Anfertigen von Berichten und Protokollen und das Verwalten von Archiven, geheimen wie öffentlichen. Die Berichterstattung erfolgte permanent und lückenlos. Im Archiv der KPdSU finden sich vollständige Listen der Teilnehmer an den Parteitag der großen finnischen Parteien, Berichte über alle

wichtigen Angelegenheiten Finnlands und über Gespräche mit hunderten finnischen Politikern, führenden Vertretern der Wirtschaft, Beamten, Diplomaten, Professoren, Journalisten und anderen einflussreichen Leuten. Mir liegen auch Zusammenfassungen der Gespräche der finnischen Staatsführung mit Leonid Breschnew, Konstantin Tschernenko, Juri Andropow und Michail Gorbatschow vor. Eine Veröffentlichung dieser Unterlagen in ihrer Gesamtheit wird die berufliche Laufbahn zahlloser Personen in Ihrem Land zerstören. Dann beginnt endlich auch in Finnland die Aufarbeitung der Ereignisse während der Zeit des Bestehens der Sowjetunion.« Bei diesen Worten klopfte er wieder auf seine Tasche.

»Ich bin heute hier in Helsinki, um Ihnen mitzuteilen, dass der Einfluss der Sowjetunion auf die Angelegenheiten Finnlands noch größer war, als es der Westen vermuten konnte. Mir ist bekannt, welche finnischen Politiker ohne Wissen ihrer Parteien mit Vertretern der KPdSU verhandelten, welche Geschäftsleute die Interessen der Sowjetunion vertraten. Und das absolut Wichtigste ist ...« Er ordnete die Seiten seines Manuskripts, um die Spannung zu erhöhen. »Ich verfüge über Beweise, die zeigen, welche Finnen als Helfer des KGB arbeiteten und welche Honorare man ihnen zahlte. Und ich besitze die Belege für alle Geldsummen, die auf Anweisung der KPdSU nach Finnland überwiesen wurden.«

Anatoli Smirnow genoss es, als er die Seufzer im Publikum hörte und die verblüfften Gesichter sah. Die armseligen Kerle fürchteten, demnächst könnten Köpfe rollen, und zwar ihre. Am liebsten hätte er ihnen gesagt, dass er nicht beabsichtigte, sein Material zu veröffentlichen, sondern nur alle in Kenntnis setzen wollte, dass es existierte. Auf diese Weise erinnerte die neue Kreml-Administration die Finnen daran, wer hier in Wirklichkeit die Macht ausübte.

\* \* \*

Der rothaarige Mitarbeiter der SUPO-Überwachungsabteilung war leger, aber korrekt gekleidet, er trug eine dunkle Baumwollhose und ein hellblaues Hemd. Die schwarze Ledertasche auf seinem Schoß wurde vom langen hellbraunen Mantel verdeckt. Er saß im Foyer des Traditionsrestaurants Elite im Helsinkier Stadtteil Etu-töölö. Als 17:09 Uhr ein Charterbus vorfuhr, erhob er sich. Alles war bereit.

Er drückte die Zigarette aus und beobachtete unauffällig, wie der Direktor des Außenpolitischen Instituts die Tür zum Restaurant aufhielt, bis die ganze Gruppe aus dem Kleinbus das geräumige Foyer betreten hatte. Vor der Garderobe wurde es eng, als die Gäste – Beamte des Außenministeriums, ehemalige und aktive Politiker, kommunistische Funktionäre und Journalisten – dem Portier ihre Mäntel hinhielten. Der SUPO-Mann fand Anatoli Smirnow in der Menge und trat näher an ihn heran.

Als Smirnow seine Tasche auf den Fußboden stellte, um den Mantel auszuziehen, bückte sich der SUPO-Mann blitzschnell und tauschte die Tasche des Russen gegen seine. Die des Russen versteckte er sofort unter seinem Mantel. Das Ganze erforderte nur ein paar rasch aufeinander folgende Bewegungen. Anatoli Smirnow hatte seine Tasche höchstens zehn Sekunden losgelassen. Das Gedränge im Foyer erleichterte dem rothaarigen Polizisten die Arbeit.

Er verließ das Restaurant, ging hundert Meter weiter bis zur Oksanenkatu, klopfte dreimal an die Seitentür eines weißen Ford Transit und zwinkerte seiner Kollegin zu, als die Tür des Lieferwagens aufglitt. Dann reichte er ihr die Tasche und kehrte zum Restaurant zurück, er würde im Elite zu Abend essen und Smirnow im Auge behalten.

Die SUPO-Mitarbeiterin Eeva Vanhala, die im Laderaum des Transporters saß, hatte dicke Tränensäcke und dunkle Augenringe. Ihr Gesicht war kreidebleich, letzte Nacht hatte sie nur wenig geschlafen und das auch noch unruhig. Eeva Vanhala schwitzte,

sie trug die Verantwortung für diese Operation. Das war mit Abstand ihr wichtigster Auftrag, seit sie in der Abteilung für Gegen-  
spionage der SUPO arbeitete. Sie hatten Smirnows Tasche schon vor einigen Wochen in Moskau fotografiert und somit genug Zeit gehabt, ein identisches Exemplar zu beschaffen und so zu bearbeiten, dass es genau die gleichen Kratzer und abgenutzten Stellen aufwies wie das Original. Den Tausch würde der Russe nur bemerken, wenn es der Zufall wollte, dass er das Double öffnete und die leeren Blätter sah. Doch das war zumindest in den nächsten anderthalb Stunden nicht zu befürchten, so lange würde das Essen für die Gäste des Außenpolitischen Instituts mindestens dauern. Es blieb also nicht viel, aber ausreichend Zeit. Das war die einzige Gelegenheit, das Material zu kopieren. Übernachten würde Smirnow in einem der Gebäude auf dem Gelände der russischen Botschaft, und dort einzudringen kam nicht in Frage.

Eeva Vanhala brauchte nur ein paar Minuten, bis sich das Kombinationsschloss öffnete, denn sie wusste, wie man den richtigen Code mit höchstens dreißig Versuchen fand. Sie klappte den Deckel hoch und fluchte. Die Tasche war vollgepackt mit Unterlagen, das mussten hunderte Seiten sein ... Ihre Hand zitterte, als sie das erste Dokument nahm und umdrehte, auf die Glasplatte des kleinen Tischkopierers legte und den Knopf drückte. Das Gerät sortierte die Kopien in zwei Fächer – eine für die SUPO, die andere für sie selbst. Das nächste Blatt, umdrehen, hinlegen, wieder zwei Kopien, das nächste, umdrehen, hinlegen ... Nach einer Viertelstunde war sie gezwungen, eine Pause zu machen, die Hände wollten einfach nicht mehr in dem Takt arbeiten, den die Befehle aus ihrem Gehirn vorgaben. Sie hatte noch nicht einmal annähernd die Hälfte geschafft. Wieder stand ihr der Angstschweiß auf der Stirn.

Das nächste Blatt, umdrehen, zwei Kopien, oh verdammt, ein Papierstau ... Zwei Kopien, das nächste Blatt, umdrehen ... Nach anderthalb Stunden lag in der Tasche immer noch ein etwa zwei

Zentimeter hoher Stapel. Ihr Kollege im Restaurant Elite würde sich melden, sobald Smirnows Tischgesellschaft den Kellner um die Rechnung bat, ihr blieb also noch etwas Zeit. Dennoch versuchte sie, das Tempo zu beschleunigen, geriet dadurch aber nur in ihren Handbewegungen durcheinander. Sie wollte lieber nicht daran denken, für welche Vergehen man sie anklagen würde, sollten die zusätzlichen Kopien bei ihr gefunden werden.

»Die Tischgesellschaft des BÄREN hat die Rechnung bestellt!«, dröhnte es plötzlich in ihrem Ohrhörer. Eeva Vanhala bestätigte den Empfang der Meldung. Ein Dokument mit etlichen Seiten war noch übrig, das nächste Blatt, umdrehen, zwei Kopien, das nächste Blatt, umdrehen, gottverdammich, wieder ein Papierstau, zwei Kopien ...

Smirnows Material schnell wieder einpacken, ihre Kopien in die Umhängetasche und den Ohrhörer raus. Sie stieg hastig aus, rannte fünfzig Meter bis zu ihrem Peugeot auf der Apollonkatu und warf ihre Tasche in den Kofferraum. Dann versteckte sie Smirnows Aktenkoffer unter ihrem Mantel und eilte im Laufschrift zur Glastür des Restaurants Elite.

Als sie ihren rothaarigen Kollegen im Foyer der Gaststätte sah, blieb sie stehen. Wenn Blicke töten könnten, hätten die ihres Kollegen sie auf der Stelle hingerichtet. Anatoli Smirnow wartete im Mantel vor der Garderobe, rauchte und hatte die Tasche fest in der Hand. Eeva Vanhala begriff, dass sie zu spät gekommen war. Sie stand mit Smirnows Aktenkoffer am Mika-Waltari-Park im eisigen Nordwind und spürte auf der Zunge den gallegbitteren Geschmack des Versagens.

Die Teilnehmer am Essen des Außenpolitischen Instituts verließen einer nach dem anderen das Restaurant, um auf ein Taxi oder ein anderes Auto zu warten. Eeva Vanhala beobachtete, wie Anatoli Smirnow am Rand des Parkes stehenblieb und sich mit dem Institutsdirektor unterhielt, aber ihr fiel nichts ein, was sie unternehmen könnte. Wie sollte sie erreichen, dass der Russe die von

der SUPO präparierte Tasche losließ? Verdammt, die Sache ging total schief.

Plötzlich tauchte ihr Kollege aus dem Restaurant auf und befahl ihr mit einer Kopfbewegung, ihm zu folgen. In aller Ruhe und so, als wäre es Zufall, schlenderte der rothaarige Mann zu Smirnow hin, steckte sich eine Zigarette in den Mund und suchte in seinen Taschen. Schließlich bat er den Russen um Feuer.

Eeva Vanhala war einen Meter von Anatoli Smirnow entfernt, als der den Aktenkoffer auf den rötlichen Fußwegsteinen absetzte und die Streichholzschachtel aus der Hosentasche holte. Sie trat rasch hinter ihn, stellte ihre Tasche neben seine und schnappte sich das Double. Als sie den Platz vor dem Restaurant verließ, fühlte sie sich fast schwerelos: Die ganze Anspannung und die Enttäuschung waren wie weggeblasen, ein Wohlgefühl überkam sie. Das nannte man wohl einen Endorphinrausch. Sie hatte Smirnows Material für sich kopiert.

ERSTER TEIL

# Smirnows Material

4. – 6. Oktober, Gegenwart



*Dienstag, 4. Oktober*

*Im Jahr 1989 ist der 13. Oktober ein Freitag. Vater, Mutter, meine zehnjährige kleine Schwester Emma und ich, Leo Kara, sitzen im Esszimmer, um mit dem Dinner das Wochenende zu eröffnen. Die Stimmung ist angespannt. Vater gießt sich einen Drink ein, Wodka mit Selters, Mutter bringt das Essen auf den Tisch und Emma plappert wie immer alles Mögliche. Auf Anweisung meines Vaters schalte ich den Fernseher mitten in einer Folge von »Coronation Street« aus. Es gibt Schmorbraten vom Lamm mit Pfefferminzgelee, Bratkartoffeln, braune Soße, gedünsteten Kohl, Brokkoli und als Beilage Yorkshire-Pudding. Mutter und Vater trinken dazu Rotwein und Wasser, Emma und ich Dr Pepper. Als jeder sein Essen auf dem Teller hat, fängt Vater an, über seine Arbeit zu reden. Es ist die letzte gemeinsame Mahlzeit und wir hören einen Vortrag über die astronomischen Entdeckungen, die das Modul Kvant-1 der sowjetischen Raumstation Mir angeblich gemacht hat. Keinen interessiert das.*

*Plötzlich klirrt es laut, das Küchenfenster wird eingeschlagen, wir ducken uns alle blitzschnell unter den Tisch. Dann zersplittert eine zweite Scheibe. Emma kreischt und die Eindringlinge stürmen herein, ich kann noch vier schwarz gekleidete Soldaten sehen, zwei in der Küche und zwei im Wohnzimmer, bevor Vater mit dem Gewehrkolben geschlagen und mir ein Beutel über den Kopf gezogen wird. Man schleppt uns in einen Kleintransporter, der vor dem Haus wartet. Als der Wagen durch die Londoner Straßen holpert, werde ich hin und her geworfen und verletze mich an Armen und Beinen, Emma weint hysterisch und Vater verlangt von den Angreifern eine Erklärung. Die drehen statt einer Antwort den Regler der Stereoan-*

*lage auf volle Lautstärke, If you don't know me by now von Simply Red ätzt sich in mein Gedächtnis ein. Ich übergebe mich und verliere das Bewusstsein.*

*In einem Keller wache ich wieder auf, meine Oberlippe ist mit geronnenem Blut bedeckt. Emma liegt auf dem kalten Betonboden und schläft unruhig. Ich gerate in Panik, brülle und hämmere mit den Fäusten an die Stahltür, bis meine Kräfte erlahmen. Irgendwo weiter oben höre ich Vaters und Mutters gedämpfte Schreie. Dann dreht sich der Schlüssel im Schloss und ich sehe Manas das erste Mal. Der kirgisische Killer lächelt hohl, seine Hände sind blutverschmiert. Und in diesem verdammten Moment wird Emma wach und erblickt Manas, der gerade wieder geht und die Tür abschließt. Vor Angst und Entsetzen verliert meine Schwester völlig die Fassung. Verzweifelt sucht sie einen Fluchtweg und findet schließlich unter Kisten einen uralten Abfluss in die Kanalisation. Sie schafft es, den Metalldeckel beiseitezuschieben und schlägt dann mit einem großen Stein auf den Rand der Öffnung im Boden, um sie zu vergrößern, ein paar Mörtelbrocken brechen heraus. Emma hämmert, bis sie blutige Hände hat, und es gelingt ihr schließlich, in den Schacht hineinzusteigen. Ich probiere es auch, aber für mich ist das Loch zu eng.*

*»Ich will versuchen zu fliehen«, sagt Emma, und es klingt wie eine Frage, meine Schwester schaut mich so an, als würde sie auf meine Erlaubnis warten. Ich überlege lange. Emma ist erst zehn und kennt wahrscheinlich die Gegend nicht, in die man uns gebracht hat. Was geschieht, wenn sie erwischt wird? Bringt man sie dann um? Bringt man mich um? Ich verbiete ihr, zu fliehen.*

*Wutentbrannt stürmt Emma zu dem Abfluss und schlüpft hinein, ich erwische gerade noch ihr Bein, ziehe sie wieder heraus und nehme sie in den Arm, bis sie sich beruhigt hat. Wir liegen stundenlang in dem dunklen und kalten Keller; nichts zu essen, kein Wasser und oben ständig Schreie, bei denen einem das Blut in den Adern gefriert. Ich spüre die Angst als physischen Schmerz und bin sicher, dass man uns alle umbringen wird. Als die Nacht anbricht, versuchen*

wir uns eng umschlungen warm zu halten und schlafen schließlich ein.

Wach werde ich, als die Kellertür aufgeht und Manas etwas brüllt. Mit einem Satz stürzt er zu dem Kanalisationsschacht. Emma ist nirgendwo zu sehen. Der Kirgise steckt eine Hand tief in den Abfluss hinein, ich höre einen gedämpften Schrei meiner Schwester, er kommt von unten, da wird mir klar, was passiert ist: Emma versucht zu fliehen.

Ich richte mich auf. Manas bemerkt es und schlägt mit der Faust auf meinen Oberschenkel wie mit einem Hammer. Es ist nicht so, dass ich irgendeine Entscheidung treffe, alles geschieht wie von selbst, erst als ich schon den dunklen Kellergang entlang renne, wird mir klar, dass ich flüchte. Vorn ist ein Lichtschein zu sehen, ich erreiche das Treppenhaus und beschleunige mein Tempo, soweit das der Schmerz im Bein zulässt. Eine große Werkhalle, weit und breit kein Mensch. Ich renne von einer Tür zur anderen – alle sind abgeschlossen. Die Fenster sind vergittert, draußen sieht man Laubbäume und weiter weg Fabrikgebäude. In einer Ecke der Halle steht ein mehrere Meter hoher Ofen, vermutlich ein Koksöfen. Ich kehre ins Treppenhaus zurück und steige vorsichtig hinauf. Die Schmerzensrufe von Vater und Mutter sind nun deutlicher zu hören. Im ersten Stock findet sich kein Fluchtweg, ich laufe schneller, die Stufen hinauf, die Schreie werden noch lauter, auch die zweite Etage ist leer.

Ich bleibe im Treppenhaus stehen und schnappe nach Luft. Ist das Gebäude mit anderen Häusern verbunden? Könnte ich über das Dach fliehen? Doch Vater und Mutter werden im dritten Stock gefoltert, wenn ich mich dorthin wage, erwischt man mich bestimmt. Ich brauche eine Waffe, irgendetwas, womit ich mich wehren kann. Zwar bin ich erst vierzehn, aber groß und kräftig, im günstigsten Fall schaffe ich es möglicherweise, einen der Männer zu überrumpeln, aber nicht mehrere. Ich beschließe, mein Glück im Keller zu versuchen, vielleicht kann ich dort zugleich Emma helfen.

Ich renne die Treppen wieder hinunter und werde erst langsamer,

*als ich den Keller sehe, in dem Emma und Manas zurückgeblieben sind. Man hört ein gedämpftes Weinen, dumpfe Schläge und das Knirschen von Sand. Vorsichtig trete ich näher und werfe durch den Türspalt einen Blick in die Zelle hinein. Manas schlägt mit einem Stein auf den Rand der Abflussöffnung und hält mit der anderen Hand Emma am Fuß, ihre Stimme ist vom Schreien ganz heiser. Meine Schwester ist eingeklemmt. Ich mustere Manas und schätze meine Chancen ab, der Mann ist so groß wie ein Gorilla und bewaffnet, gegen den komme ich auf gar keinen Fall an.*

*Im selben Augenblick gelingt es Manas, Emma aus der Kanalisation herauszuziehen. Verblüfft registriere ich, wie er meiner Schwester etwas beruhigend zuflüstert, sie auf den Arm nimmt und schaukelt wie ein Kleinkind. Ich begreife nicht, was hier los ist. Die gleichen Leute foltern weiter oben Vater und Mutter.*

*Mit Emma auf dem Arm wendet sich Manas zur Tür. Ich renne zurück ins Treppenhaus. Im Erdgeschoss verstecke ich mich hinter einem Stapel Kartons und beobachte, wie Manas die leise weinende Emma die Stufen hinauf trägt. Schon bald werden die alle hinter mir her sein. Es hilft nichts, wenn ich mich verstecke, sie finden mich, das ist unvermeidlich. Ich muss versuchen zu fliehen, und dafür gibt es nur einen Weg.*

*Ohne anzuhalten stürme ich die Treppen hinauf in die zweite Etage, bleibe stehen, lausche, höre aber nur mein Herz heftig schlagen, sonst nichts. Keine Schreie. Leise schleiche ich weiter hinauf, bis ich gedämpfte Stimmen vernehme. Doch ich muss es riskieren.*

*Ich werfe kurz einen Blick in die Fabrikhalle der dritten Etage und ziehe den Kopf sofort wieder zurück hinter die Wand. Da drin ist niemand. Ich schaue noch einmal hinein, diesmal in aller Ruhe. Am anderen Ende der Halle, ein paar Dutzend Meter entfernt, sind Türen zu sehen. Dann bemerke ich eine Holzterrasse, die zum Dachboden hinauf führt, und plötzlich glimmt ein Fünkchen Hoffnung. Vielleicht gelange ich über das Dach in ein anderes Gebäude und kann entkommen.*

*So schnell bin ich noch nie gerannt, die kurze Strecke bis zur Bodentreppe kommt mir vor wie ein Marathon, mitten in der Halle höre ich aus einem der Räume hinter den Türen einen schrillen Schrei meiner Mutter, ich würde lieber stehen bleiben, muss aber weiter. Die Bretter knarren, als ich die Treppe zur Bodentür hinaufsteige. Die ist verschlossen. Mit einem verrosteten, altersschwachen Vorhängeschloss. Ich ziehe mit aller Kraft, und sofort lösen sich die Schrauben aus dem Türrahmen, ich stopfe sie mitsamt dem Schloss in die Hosentasche, betrete den Dachboden und schließe die Tür. In meinem Kopf dröhnt es, und ich habe einen metallischen Geschmack im Mund.*

*Die Dachluke befindet sich neben der Brandmauer. An den Wänden des riesigen Raumes sind Kisten gestapelt, ich zerre zwei unter das kleine Fenster, klettere voller Hoffnung hinauf und stoße die Luke auf. Sie klappt hoch und kracht dann dröhnend auf das Blechdach, ich erstarre. Gott sei Dank sind keine Schritte zu hören. Ich ziehe mich hoch auf das Flachdach, richte mich auf und fluche: Es gibt keinerlei Verbindung zu irgendeinem anderen Gebäude. Trotzdem gehe ich an der Dachkante entlang und sehe nach, ob nicht doch daneben ein niedrigeres Haus steht, auf das ich springen könnte. Nein, nichts. Vor Enttäuschung bekomme ich feuchte Augen, ich muss das Dach wieder verlassen, nie zuvor ist mir etwas so schwergefallen.*

*Die ersten Stunden auf dem Dachboden vergehen quälend langsam. Ich sitze neben der Tür und bin zu einer Verzweiflungstat entschlossen, sobald man mich findet. Plötzlich ertönt ein gellender Schmerzensschrei meines Vaters, mir bleibt fast das Herz stehen. Die Rufe nehmen kein Ende, ich gehe gebückt auf dem Bohlenfußboden hin und her, bis ich die Stelle geortet habe, wo man sie am deutlichsten hört. Zwischen der Brandmauer und den Dielen ist der Beton bröckelig. Ich hole meine Schlüssel aus der Hosentasche und stoße den mit den schärfsten Kanten in den Beton, der auch schnell bricht. Fieberhaft bohre ich weiter, obwohl mir nicht klar ist, warum ich unbe-*

dingt sehen will, wie Vater gefoltert wird. Schließlich durchsticht die Schlüsselspitze die Decke und feine Putzstückchen rieseln hinab. Ich halte den Atem an und rühre mich nicht von der Stelle. Vater schreit nicht mehr. Dann hört man, wie unten eine Stahltür knarrt, hat Vaters Peiniger den herabfallenden Putz bemerkt? Ich verstecke mich hinter den Kisten und zittere vor Angst.

Es dauert lange, bis ich mich traue, an das Loch zurückzukehren. Ich presse das Gesicht auf den Boden, schaue mit einem Auge hinunter und schrecke zusammen: Vater ist blutüberströmt und sitzt anscheinend nur noch auf dem Metallstuhl, weil man ihn festgebunden hat. Ich unterdrücke die Tränen und schlucke die aufsteigende Übelkeit. Dann überlege ich kurz, ob ich es riskieren soll, Vater etwas zu sagen, ihm mitzuteilen, dass ich frei bin. Würde das helfen? Ich beschliesse, zu schweigen, in dem Zustand könnte Vater meine Worte ohnehin schwerlich begreifen, schlimmstenfalls erzählt er womöglich seinem Folterer von den Geräuschen. Ich lege mich auf den Fußboden.

Mein Puls beruhigt sich erst nach einer Ewigkeit, dann überkommt mich Müdigkeit. Ich kämpfe gegen den Schlaf an, bis unten Metall klirrt – die Tür des Folterraumes geht auf. Ich drücke ein Auge auf das Loch im Boden und wage kaum zu atmen, schon bei dem Gedanken, was passiert, wenn man mich entdeckt und fasst, wird mir angst. Manas kommt herein, als würde er sein Büro betreten: ganz ruhig und ohne eine Miene zu verziehen. Ich kann ihm beim Foltern immer nur kurz zuschauen, dann muss ich erst einmal wegsehen. Manas schlägt mit einem Stahlrohr auf Vater ein, als würde er einen Teppich klopfen oder Holz hacken. Der Gesichtsausdruck des Kirgisen gleicht einer Maske, er ändert sich nicht einen Deut.

Diese Tortur wiederholt sich Stunde für Stunde, zwischendurch legt Manas kurze Pausen ein, es lässt sich schwer einschätzen, wie viel Zeit jedes Mal vergeht. Ich wage nicht zu schlafen, aus Furcht, ich könnte im Traum vor Entsetzen schreien. Als der Abend anbricht, wird es auf dem Dachboden eisig kalt, vergeblich suche ich in

den Kisten irgendetwas, womit ich mich zudecken könnte. Nachts gefriert mir der Atem. Zuweilen kommen mir ganz unversehens die Tränen, ich versuche nicht daran zu denken, was Mutter und Emma gerade angetan wird.

Schließlich geht der Schlaf doch als Sieger hervor. Als ich aufwache, habe ich entsetzliche Angst. Unten sind wieder Geräusche zu hören, Vaters Schreie klingen nun gedämpfter, wie lange wird er das noch aushalten? Die Zeit kriecht dahin, ich habe nicht die geringste Ahnung, wie lange ich schon vor Kälte auf dem Dachboden zittere.

Ich falle in eine Art Trancezustand, dessen Rhythmus von Vaters Schreien und meinem Kampf gegen das Einschlafen bestimmt wird. Allmählich geht mein Zeitgefühl verloren, am Ende weiß ich nicht mehr, ob ich mich erst einen oder schon zwei, drei Tage hier verstecke. Vor Hunger tut mir der Magen weh. In der quälenden Einsamkeit empfinde ich selbst die ewigen Streitereien zwischen Vater und Mutter als angenehme Erinnerungen. Unten wimmert Vater leise, das ist die Stimme eines Mannes, der aufgegeben hat, es klingt, als würde er beten, endlich erlöst zu werden, lange hält er nicht mehr durch. Dann verlässt der Folterknecht Manas den Raum, jetzt können sich alle für einen Moment ausruhen.

Doch plötzlich höre ich, dass die Stahltür wieder geöffnet wird, weshalb kehrt Manas so schnell zurück? Ich drehe mich auf den Bauch und drücke ein Auge auf das Guckloch. Der Kirgise lächelt Vater an, nicht schadenfroh, nicht grausam, sondern irgendwie merkwürdig. Vater sitzt blutüberströmt da, er kann nur mit Mühe den Kopf hoch halten. Mir kommen die Tränen, sie lassen sich nicht unterdrücken.

Auf einmal beugt sich Manas vor und öffnet Vaters Fesseln, das hat der Folterer bisher kein einziges Mal getan. Dann hebt er den Kopf, schaut nach oben zur Decke und starrt mich an, als wüsste er, dass ich hier bin. Im hellen Licht ist sein gleichgültiges Gesicht gut zu sehen, die hohen Backenknochen, die schrägen Augen, das schwarze Haar ... Manas brüllt Vater an, packt ihn am Arm, versucht ihn

hochzuziehen und stößt ihn schließlich zurück auf den Stuhl. Dann taucht in der Hand des Kirgisen eine Waffe auf.

Zwei Schüsse. Vaters Kopf schnellt nach hinten, die Wand färbt sich vom Blut ganz rot. Ich übergebe mich heftig, die stinkende Flüssigkeit tropft durch das Loch hinunter in den Verhörraum.

Schwankend stehe ich auf. Panische Angst überkommt mich, mein ganzer Körper ist wie betäubt, die Schüsse dröhnen mir in den Ohren. Ich stürme los und bin nur noch zwei Meter von der Dachbodentür entfernt, da fliegt sie auf. Manas tritt herein und verpasst mir kurzerhand einen Faustschlag gegen die Brust, der mich umwirft. Der Kirgise greift nach meinem Hemd, es wird zerfetzt, als ich versuche mich loszureißen. Dann legt sich seine Hand um meinen Hals und drückt zu. Nun geht alles zu Ende ...

Manas schleppt mich in die darunterliegende Etage. In meiner Todesangst wehre ich mich, trete um mich und versuche zu beißen, der Kirgise öffnet eine Tür am Giebelende der Halle und stößt mich auf den kalten Betonfußboden des hell erleuchteten Raumes. Mutter hängt etwa zwanzig Meter entfernt mit Ketten an der Wand, ihr Mund ist zugeklebt. Sie ist nackt und bewusstlos, das Gesicht blutverschmiert, der ganze Körper mit blauen Flecken übersät. Emma sitzt auf dem Fußboden, hat die Arme um die Beine geschlungen, murmelt irgendetwas und starrt mit weit aufgerissenen Augen vor sich hin, mich bemerkt sie nicht. Mir stockt der Atem.

Ich mache ein paar Schritte zu meiner Mutter hin, aber Manas verstellt mir den Weg und packt mich am Kinn. »Wo bewahrt dein Vater sein Forschungsmaterial auf?«

Ich weiß es, ich kenne die Antwort – in seinem Arbeitszimmer, in dem großen, alten Röhrenradio. Ich habe gesehen, wie Vater die Rückwand des Geräts abgenommen und Unterlagen hineingesteckt hat.

»Wenn du nicht redest, erschieße ich erst deine Mutter und dann das Mädchen.«

Vor so eine Entscheidung dürfte niemand gestellt werden. Ich bin

*halbtot vor Angst, mein Gehirn funktioniert nicht. Emma steht unter Schock. Vater ist wegen seiner Unterlagen getötet und Mutter halb tot geschlagen worden. Aber keiner von beiden hat etwas verraten.*

*»Ich zähle nicht bis zehn, nicht einmal bis fünf. Ich gehe zu deiner Mutter hin, drücke ihr die Waffe an die Stirn und schieße. Das ist jetzt deine einzige Chance zu reden«, sagt Manas und starrt mich ausdruckslos an. Ich bin sicher, dass er seine Ankündigung wahr machen wird.*

*Manas wendet sich zu Mutter hin und geht auf sie zu. Ich zähle die Schritte, die Zeit bleibt stehen. Ich öffne den Mund, als Manas ihr die Waffe an die Stirn drückt. Er dreht den Kopf und schaut mich an, ich bekomme kein Wort heraus ...*

*Ein Schuss kracht und Blut spritzt aus Mutters Hinterkopf an die Betonwand. Das ist meine Schuld. Eine zweite Kugel trifft Mutter, das Echo schallt durch die Halle, ich renne los, sehe aber noch, wie Manas seine Waffe auf Emma richtet. Ich stürze ins Treppenhaus, bleibe jedoch stehen, weil ich von unten Stimmen höre. Als ein dritter Schuss knallt, wird mir klar, dass auch Emma meinetwegen umgebracht wurde. Das Herz zerspringt mir beinahe, ich mache kehrt und schaue mich um: die riesige, leere Halle, die Treppe zum Dachboden, der Raum, aus dem ich eben geflohen bin, eine zweite Tür ...*

*Ich haste zu ihr hin, fasse nach der Klinke, drücke mit aller Kraft und spüre, dass sie sich bewegt, hält jemand auf der anderen Seite die Tür zu? Ich springe hoch und versuche mein Gewicht auf die Klinke zu übertragen. Sie senkt sich ein paar Zentimeter, geht aber sofort wieder nach oben. Dann höre ich, wie hinter der Tür ein Mann ruft, zwei Wörter auf Russisch:*

*»Derschi maltschika! Halte den Jungen auf!«*

*Als ich den Kopf drehe, sehe ich hinter mir Manas näher kommen, er hebt seine Waffe. Ich greife mit beiden Händen nach der Klinke, springe hoch und lasse mich mit meinem ganzen Gewicht auf den Türgriff fallen, im selben Moment kracht ein Schuss, vielleicht auch ein zweiter.*

*Zähflüssiges Blut läuft mir in die Augen, mein Bewusstsein schwindet, ich will zu Manas hin kriechen. Dann wird um mich herum alles dunkel.*

Leo Kara wachte im spartanisch eingerichteten Schlafräum seiner Zweizimmerwohnung in der Wiener Engerthstraße auf. Er lag schweißüberströmt im Bett und starrte auf die blutroten Ziffern, die der Wecker an die Decke projizierte: 03:02. Die nächtliche Wolfsstunde. Er hatte das Gefühl zu ersticken, sein ganzer Körper bebte und brannte wie Feuer. Er war so tief erschüttert, dass er nicht einmal schreien konnte – das zwanzig Jahre währende quälende Warten war endlich vorbei. Jetzt erinnerte er sich an alles, was in London damals geschehen war. Die Bilder kreisten in seinem Kopf wie Schmeißfliegen, er hatte alles in einem einzigen Alptraum gesehen, der über ihn hinweggerollt war.

Er schloss die Augen. Der Schweiß lief ihm übers Gesicht, er zitterte und sein Atem rasselte. Minuten vergingen, es erschien ihm unmöglich, zu akzeptieren, was 1989 geschehen war. Er trug die Schuld an der Ermordung seiner Mutter und vielleicht auch seiner Schwester, seiner Familie. Die bisher fehlenden Erinnerungen waren wieder aufgetaucht, und das hatte ihm den letzten Rest an innerem Frieden geraubt. Es kam ihm so vor, als würde er von einem schwarzen Loch aufgesaugt, als wäre er im freien Fall auf dem Weg zum endgültigen Zusammenbruch. Er würde nie akzeptieren können, was er getan hatte, niemand könnte das.

Kara stand auf, stieß im Flur den Stapel Post und Werbung mit einem Fußtritt um und betrat das Bad. Er blieb vor dem Spiegelschrank stehen und fuhr zusammen, als er sich sah. Die Augen lagen tief in den Höhlen, sein Gesicht war kreidebleich, das Grübchen am Kinn hatte sich noch stärker eingegraben, und nun entdeckte er nicht nur in seiner blonden Bürstenfrisur einzelne graue Haare, sondern auch zwischen den dunklen Bartstoppeln.

Rasch drehte er das Wasser auf und duschte so kalt, wie er es aushielt. In seinem Kopf hämmerte nur ein Gedanke: Er hatte die Antwort auf die Frage von Manas gewusst, vielleicht wäre er imstande gewesen, den Tod seiner Mutter zu verhindern. Wie zum Teufel sollte man damit leben? Wenn extrem traumatische Erinnerungen wieder auftauchten, dann könnte das nach Ansicht der Psychiater einen Menschen zugrunde richten. Und jetzt erinnerte er sich an alles.

Kara zog eine ausgebleichte Trainingshose an, ging in die Küche und holte aus dem hintersten Winkel des Speiseschranks eine alte Teebüchse hervor. Er legte alles, was sie enthielt, auf den kleinen Tisch. Dann setzte er sich auf den Hocker und wickelte zum Abbinden ein dickes Gummiband oberhalb des Ellbogens um den Arm. Er steckte die Kanüle der Injektionsspritze in die Ampulle, zog 0,2 Milliliter Morphin auf, spritzte die Luft und ein paar Tropfen hinaus und leckte die Nadel ab. Nachdem er das Gummiband mit der freien Hand straff gezogen und ein Ende zwischen die Zähne geklemmt hatte, klopfte er mit dem Finger auf die anschwellende Vene in der Ellbogenbeuge, bis sie wie ein dicker, dunkelblauer Wurm sichtbar wurde, stach die Nadel in das Gefäß und drückte den Kolben langsam nach unten, sehr langsam.

Als sich das Wohlgefühl wie auf leisen Sohlen in seinem Körper ausbreitete, seufzte Kara und entspannte sich. Das war der einzige Fluchtweg, wenn die Verzweiflung die Oberhand gewann, wenn er dringend Hilfe brauchte, aber keiner da war und half. Nie war jemand da, der ihm half. Er schloss die Augen und sah seine Mutter in jungen Jahren vor sich, als sie noch in Helsinki gewohnt hatten, vor all dem Grauen. Es schneite damals, Mutter trug eine hübsche weiße Mütze und rote Winterstiefel. Er lief auf der Eisbahn in Tapanila mit den Schlittschuhen, die er zu seinem zehnten Geburtstag geschenkt bekommen hatte. Mutter stand daneben auf dem Eis und freute sich, sie war unglaublich froh und schön und sehr stolz, als sie ihm zuschaute.

Er öffnete die Augen und schüttelte die Erinnerung ab. Dann goss er sich zwei Fingerbreit Linie-Aquavit aus dem Gefrierfach in ein Glas, nahm den Küchenhocker und trat hinaus auf seinen kleinen Balkon. Die Oktobernacht war so kalt, dass er eine Gänsehaut bekam. Die nahegelegenen Straßen schimmerten im diesigen Licht der Laternen, im Vergnügungspark Donau-Insel mitten auf dem Fluss glitzerten nur ein paar Lampen. Auf der anderen Seite des Flusses im Stadtviertel Alte Donau war seine Arbeitsstelle zu sehen, der Gebäudekomplex der Vereinten Nationen, die UNO-City.

Das Schicksal seiner Mutter und seine Schuld gingen ihm immer noch durch den Kopf, aber das Bedrohliche daran schien jetzt in der Ferne zu liegen, wie hinter einem Nebelschleier. Nun wusste er endlich, was damals geschehen war, was er selbst getan hatte und welche Grausamkeiten die Entführer begangen hatten. Aber warum war das alles passiert? Er musste seinen Vater finden, das wurde ihm nun klar. Schon vor etwa zwei Monaten hatte Kara erfahren, dass Manas seinen Vater keineswegs umgebracht hatte. Das war sowohl von den britischen Behörden als auch von seinem Vater selbst mit einem Brief bestätigt worden. Und Manas hatte mit seiner Behauptung gelogen, er habe Emma in dem Keller sofort nach seiner Flucht getötet. Es war alles eine Inszenierung gewesen. Das weckte in ihm die Hoffnung, auch Emma könnte noch am Leben sein. Und nach wie vor erschien es ihm unbegreiflich, dass Vater da irgendwo war, dass er atmete, aß, schlief ...

Doch warum ging ihm dieses Lächeln nicht aus dem Sinn, das über das Gesicht von Manas gehuscht war, kurz bevor er ihm Vaters Hinrichtung vorgespielt hatte? Dieses Lächeln ließ Kara nicht mehr los, so sehr er sich auch bemühte, es aus seinem Gedächtnis zu verbannen. Eine Art Verdacht nahm in seinem Kopf Gestalt an, nichts weiter als eine leise Spur, wie der Hauch einer Erinnerung: Er wusste, dass sie existierte, bekam sie aber nicht zu fassen.

*Dienstag, 4. Oktober*

Kati Soisalo beobachtete von ihrem Platz im Café Strindberg die Menschen, die am Morgen durch das Einkaufszentrum »Kämp Galleria« zu ihren Arbeitsplätzen eilten. Um diese Jahreszeit sah man in Helsinki kaum Touristen. Das war auch kein Wunder, denn die Stadt zeigte sich von ihrer kalten, regnerischen und dunklen Seite. Mit der einen Hand hielt sie ihre Kaffeetasche, mit der anderen tastete sie über die Narbe unter ihrem rechten Ohr. An dieser Stelle war zwei Monate zuvor die Kugel in ihren Kopf eingedrungen. Fast den ganzen August hatte sie in halb Europa nach Spuren ihrer vor drei Jahren in Dubrovnik entführten Tochter gesucht und dabei auch erfahren, dass ihr Exmann Jukka Ukkola wusste, wo sich Vilma befand. Gerade als sie das aus ihm herausholen wollte, war ein serbischer *Hitman* eines Menschenhändlerringes in Ukkolas Haus aufgetaucht und hatte ihr mit seiner 9-mm-Pistole eine Kugel in den Hinterkopf gejagt.

Die Stelle mit der Narbe war immer noch kahl. Doch ihr Haar, das man Mitte August im Krankenhaus abrasiert hatte, war gewachsen und immerhin schon wieder ein paar Zentimeter lang. Sie wusste, dass sie wie eine echte Outsiderin aussah: Sie war ohnehin schon dünn gewesen und hatte im Krankenhaus noch fast zehn Kilo und zugleich den größten Teil ihrer weiblichen Formen verloren, ihre Wangenknochen traten deutlich hervor, und die Sachen hingen an ihr, als wären sie drei Nummern zu groß. Aber ihr Äußeres interessierte sie herzlich wenig, Sorgen machte sie sich vielmehr um ihr Seelenleben. Neuerdings redete sie in Gedanken mit ihrer Tochter. Anfangs hatte sie nur ein bisschen die Kinder-

sprache nachgeahmt, aber jetzt erzählte sie Vilma manchmal etwas. Das linderte die Sehnsucht.

Kati Soisalo wartete auf Jonny Karlsson und fühlte sich dabei nicht wohl in ihrer Haut.

»Da bist du ja«, sagte Jonny, der von der Pohjoisesplanadi ins Café gekommen war und plötzlich hinter ihr stand. Er trug viel zu große Jeans und eine Kapuzenjacke und hielt ein Glas mit Kaffee in der Hand.

Kati Soisalo bekam einen Kuss auf die Wange, noch bevor sie ein Wort sagen konnte. Schlechter hätte ihr Treffen gar nicht anfangen können. »Wir müssen miteinander reden«, verkündete sie mit ernster Miene.

»Wem sagst du das. Wochenlang hat man von dir nichts gehört. Ich habe schon befürchtet, dass du dich als Einsiedlerin in deine Wohnung zurückziehen willst wegen dieser ... Verletzung.« Er zeigte mit dem Finger auf Katis Narbe. »Ist das gut verheilt?«

»Der Anfang ist nach Ansicht des Arztes vielversprechend. Ich renne fast jeden Tag zum Neuropsychologen und zu allen möglichen Rehamaßnahmen. Meine geistige Leistungsfähigkeit hat angeblich nicht sonderlich gelitten, aber die Kopfschmerzen, das Schwindelgefühl und die Schluckbeschwerden machen mir zu schaffen. Und die Müdigkeit auch ... oder vielleicht sind es Depressionen. Allerdings weiß ich nicht, ob das an der Kopfverletzung liegt oder daran, dass Vilma immer noch ... verschwunden ist.«

Jonny senkte den Blick und nahm einen Schluck von seinem Latte. »Hast du etwas Neues über Vilma gehört?«

»Die Ermittlungen stecken total in einer Sackgasse, zumindest soviel ich weiß. Der Mann, der Vilmas Entführung geplant hatte, ist tot. Nur Jukka Ukkola könnte mir helfen und sagen, wo das Mädchen ist.« Ihr Blick wurde starr. »Bald ist Vilma schon sechseinhalb Jahre alt.«

»Es ist ja schon fast komisch, dass es ausgerechnet Jukka Uk-

kola war, der dich gerettet hat«, sagte Jonny. »Mit irgendeinem Schwert, einem Sammlerstück, hat er den Serben umgebracht.«

Kati Soisalos Gesichtsausdruck wirkte nun angespannt, deshalb wechselte Jonny rasch das Thema. »Hast du vor, wieder als Juristin zu arbeiten?«

»Das muss ich mir irgendwann später überlegen, erstmal bin ich noch mindestens drei Monate krankgeschrieben. Ich habe vor, Vilma zu suchen.«

Für eine Weile herrschte am Tisch Schweigen. Kati Soisalo kaute an ihrem Daumennagel und wich Jonnys Blick aus. Schließlich nahm sie allen Mut zusammen, griff nach seiner Hand und bemühte sich, ihn so einfühlsam wie möglich anzuschauen. »Du, Jonny, ich habe lange über uns nachgedacht. Ich glaube, es wäre am klügsten, wenn wir uns trennen. Oder ... also die Beziehung beenden. Wir sollten aber Freunde bleiben, wir haben schließlich ...«

»Scheiße«, fluchte Jonny Karlsson. Er starrte Kati einen Augenblick verdutzt an, trank sein Glas aus und verließ das Café, ohne ein Wort zu sagen.

Das ist ja toll gelaufen, dachte Kati Soisalo, schloss die Augen und seufzte. Was zum Henker war eigentlich schiefgegangen? Sie hatte doch ihren Rollentext vorher gründlich eingestudiert. Und warum war Jonny wütend geworden, auch er sah ja wohl ein, dass ihre Beziehung nicht zu etwas Festem führen würde. In den zwei Jahren, die sie zusammen waren, hatten sie kein einziges Mal von einer gemeinsamen Zukunft gesprochen. Sie war vierzehn Jahre älter als Jonny und hatte ihn überdies im Spätsommer zweimal mit Leo Kara betrogen. Für eine dauerhafte Beziehung taugte sie einfach nicht mehr. Die spärlichen Überreste ihrer Energie musste sie jetzt für die Suche nach ihrer Tochter einspannen. Es schien unmöglich zu sein, dass Vilma noch gefunden wurde, nur ein kleiner Hoffnungsfunke flackerte noch in ihrem Herzen. Und damit er nicht erlosch, musste sie ihn immer wieder entfachen, mit Erin-

nerungen an ihre schönsten gemeinsamen Erlebnisse: die Reise in den Freizeitpark Muminwelt, ihre Ausflüge in den Helsinkier Zoo und zum Pilzesuchen und das Gefühl, mit Vilma im Arm einzuschlafen. Sie trocknete sich die Augen. Ihre Stimmung verdüsterte sich noch mehr, als sie draußen einen alten Bettler sah, einen Rom, der sie mit vorwurfsvollem Blick anschaute.

Sie nahm ihre Umhängetasche, verließ das Café und beschloss, die etwa zwei Kilometer bis zu ihrer Anwaltskanzlei in Hietalahti zu laufen. Sie musste ihre Post durchsehen. Es ärgerte sie, dass sie nicht fähig gewesen war, Jonny ihre Entscheidung sachlicher mitzuteilen. Sie hatte nicht die Absicht gehabt, ihn wütend zu machen. Ohne seine Hilfe würde sie Vilma nie finden. Jonny war ein Weltklassehacker und mit Computern zu Kunststücken imstande, die sich ein normaler Mensch nicht einmal vorstellen konnte. Zu seinem Pech war er vor etwa zwei Jahren beim Einbruch in das Informationssystem des Pentagon erwischt und zu einer Bewährungsstrafe verurteilt worden. Seitdem suchten sowohl die Ermittlungsgruppe der KRP für Straftaten auf dem Gebiet der Informationstechnik als auch die Behörden anderer Länder bei jedem erstklassigen Dateneinbruch Jonnys Nick P@r@noid.

Kati Soisalo erreichte den Kasarmitori und überlegte, wie viel Schnee wohl diesen Winter fallen würde. Voriges Jahr hatte man den Kasarmitori zum Parkplatz machen müssen, weil durch die Schneemassen in ganz Helsinki die Straßen verstopft waren. blieb nur zu hoffen, dass Jonny bald wieder besänftigt war, denn sie würden beide in Kürze die Hilfe des anderen brauchen. Sie besaßen einen gemeinsamen Feind – den stellvertretenden Chef der KRP Jukka Ukkola, ihren Exmann. Ukkola hatte einen gewaltigen Aufwand betrieben, um den Anschein zu erwecken, als hätten sie beide eine schwere Straftat begangen. Ihr selbst stand ein Prozess bevor, weil Ukkola zwei Zeugen bestochen hatte, falsch auszusagen und zu behaupten, sie habe bei der Aufstellung des Nachlasses einer Bekannten ein Perlenhalsband im Wert von über

hunderttausend Euro unterschlagen. Und in Jonnys Wohnung hatte Ukkola Amphetamin versteckt. Zudem wurde gegen Jonny eine Anklage wegen schweren Dateneinbruchs vorbereitet, nachdem man ihn beim Cracken von Ukkolas Computern erwischt hatte. Ukkolas Suspendierung vom Dienst war nur ein schwacher Trost. Er stand unter dem Verdacht der Beteiligung am Drogen- und Menschenhandel. Das war den Beweisen zu verdanken, die sie mit Jonny und Leo Kara im August ausgegraben hatte.

Beim Gedanken an Ukkola spürte sie den Hass wie eine Hitze- wallung in ihren Schläfen. Der Kerl hatte seit Vilmas Verschwin- den, also über drei Jahre lang, gewusst, wo das Mädchen war, ihr aber bis zum letzten August nichts davon gesagt, keine Silbe. Zu solch einer Gefühllosigkeit war nur ein absoluter Psychopath im- stande. Kati Soisalo hielt sich nicht für einen rachsüchtigen Men- schen, aber Jukka Ukkola würde sie das alles eines Tages mit Zins und Zinseszins heimzahlen, das war sicher. Sobald er verraten hatte, wo sich Vilma befand.

\* \* \*

Leo Kara saß am Rand des großen, von Fahnen umkränzten Springbrunnens und betrachtete das Kongressgebäude und die Hochhäuser aus Beton und Glas, die an ein geschwungenes Ypsi- lon erinnerten. Neben dem Büro für Drogen- und Verbrechens- bekämpfung UNODC hatten darin auch viele andere Einrichtun- gen der Vereinten Nationen ihren Sitz, hier arbeiteten mehr als viertausend Menschen aus über hundert Ländern. Die Wiener hatten den Gebäudekomplex UNO-City getauft.

Am Vortag war er nach Wien zurückgekehrt, die Zeit seiner Krankschreibung hatte er in der Villa von Betha und Albert in Tor- quay an der englischen Riviera verbracht. Das waren für ihn die angenehmsten sechs Wochen seit vielen Jahren gewesen. An reg- nerischen Tagen hatten sie drinnen gegessen, Karten gespielt und

Alberts brillantes Essen genossen. Und bei gutem Wetter hatten sie leichte Gartenarbeiten verrichtet und Krocket gespielt. Seine Wunden waren zwar verheilt und seine Kräfte wiederhergestellt, aber er hatte wochenlang gefaulenzt und dadurch zu viel Zeit gehabt, zu grübeln. Das hatte vermutlich dazu beigetragen, dass seine Erinnerungen wieder aufgetaucht waren. Das und Exelon, ein Medikament zur Behandlung von Gedächtnisstörungen nach Hirnverletzungen, das er bereits seit über einem halben Jahr einnahm. Er war schon vorher ein Nervenbündel und unberechenbar gewesen, aber so klapprig hatte er sich noch nie gefühlt. Schon allein der Gedanke, was möglicherweise noch passieren würde, machte ihm Angst. Das Morphinium konnte auch nicht jeden Tag helfen.

Kara hätte gern mit jemandem geredet und Druck abgelassen. Vielleicht verstünde Betha, was im Oktober 1989 geschehen war und warum. Aber was wollte er ihr denn sagen? Sollte er eingestehen, schuld am Tod seiner Mutter zu sein? Über solche Dinge sprach man nicht am Telefon, zumindest er nicht. Und andere Gesprächspartner hatte er ganz einfach nicht, das war die Quittung, wenn man sich von den Menschen in seinem Umfeld abschottete.

Heute war der letzte Tag seines Genesungsurlaubs, aber der neue Generaldirektor des UNODC, der Däne Preben Leegaard, hatte ihn trotzdem zu sich gebeten, weil er am Nachmittag eine Dienstreise nach Lateinamerika antrat. Kara war ausnahmsweise vorzeitig in der UNO-City eingetroffen. Plötzlich klingelte sein Handy – »Unbekannte Nummer«. Er zögerte einen Augenblick, meldete sich dann aber.

»Rechtsanwalt Ville Kärävä aus Helsinki, spreche ich mit Leo Kara?«

»In welcher Angelegenheit rufst du an?« Kara dachte fieberhaft nach, konnte sich jedoch nicht erinnern, irgendwann einen Ville Kärävä getroffen oder den Namen gehört zu haben.

»Vielleicht ist es am besten, wenn ich sofort zur Sache komme.

Sehe ich das richtig, dass du in letzter Zeit bei deiner Arbeit auf eine Organisation gestoßen bist, die Kabinett genannt wird?«, fragte Kärävä.

»Warum fragst du?«

»Auf Bitten meines Mandanten. Das Kabinett betreffende Unterlagen sind in seine Hände gelangt. Wegen seiner beruflichen Tätigkeit kann mein Mandant nicht selbst Kontakt zu den Behörden aufnehmen, deshalb will er dich um Hilfe bitten.«

»Um Hilfe welcher Art?«

»Mein Mandant hofft, dass du seine Informationen der Polizei übermittelst.«

»Warum wird dafür ein Vermittler gebraucht«, entgegnete Kara schroff. »Kann man diese Unterlagen nicht der KRP oder SUPO faxen oder per Post schicken? Und wo habt ihr von mir und meiner Arbeit erfahren?«

Kärävä schwieg einen Augenblick. »Die Situation ist ziemlich kompliziert. Die Informationen in den Dokumenten, die sich im Besitz meines Mandanten befinden, sind äußerst brisant. Das alles ließe sich leichter erklären, wenn man sich gegenüber sitzt. Kommst du zufällig in der nächsten Zeit nach Finnland?«

»Aller Voraussicht nach nicht«, antwortete Kara, in diesem Zustand wäre er niemandem eine Hilfe.

»In den Unterlagen meines Mandanten wird auch dein Vater erwähnt.«

Jetzt war Karas Interesse geweckt. »Wie viel weiß dein Mandant, hat er ...«

»Alles«, versicherte Ville Kärävä.

Kara schaute kurz auf seine Uhr. »Ich bin gerade auf dem Weg zu einem Treffen, aber schick mir eine SMS mit deiner Telefonnummer, ich komme darauf zurück«, sagte er, beendete das Gespräch und rannte los.

Kurz danach betrat er mit Erlaubnis der Sekretärin das Zimmer des Generaldirektors in der 13. Etage des Hauses E. Ihm fiel ein,

wie er sich hier mit Gilbert Birou, dem ehemaligen UNODC-Chef, beharkt hatte. Egal, was sein neuer Vorgesetzter für ein Mensch war, schlimmer als mit Birou konnte es nicht werden.

Kara roch Preben Leegaards Rasierwasser schon, bevor der Generaldirektor hereinkam. Sie gaben sich die Hand. Auf der Nase und den Wangen des kleingewachsenen Dänen schlängelten sich dunkle Äderchen, seine Augen sahen trübe aus und das Gesicht geschwollen, auf seiner Stirn perlten kleine Schweißtropfen, obwohl die Klimaanlage in der 13. Etage immer für angenehm kühle Temperaturen sorgte. Der Generaldirektor deutete mit der Hand auf das Sofa und Kara setzte sich.

»Ich habe viel von dir gehört«, sagte Leegaard.

»Bestimmt nur Gutes«, erwiderte Kara zurückhaltend.

»Für dein Alter hast du einen glänzenden beruflichen Werdegang: Vier Jahre im Konfliktforschungsinstitut GCG, drei Jahre beim MI5 und dann das UNODC. Du kommst nicht sonderlich gut mit deinen Kollegen aus, aber wie zu hören war, bringst du Ergebnisse zustande. Das mag ich. Ich bin selbst auch nicht der Typ Verbindungsbeamter, anders als mein Vorgänger. Deine Arbeit im letzten August haben sowohl die finnischen Behörden als auch Betha Gilmartin vom britischen Auslandsnachrichtendienst gelobt.«

Kara wusste nicht, was er sagen sollte. Er bekam Lob von seinem Vorgesetzten, das war für ihn etwas völlig Neues. Leegaard saß in einem Sessel und knetete sein Bein, anscheinend fühlte er sich nicht gut.

»Ich habe deine Berichte über die Ereignisse im August gelesen.« Der Generaldirektor klopfte mit dem Finger auf die Unterlagen, die sich vor ihm auf dem Couchtisch stapelten. »Deine finnische Helferin wurde niedergeschossen, Betha Gilmartin vom SIS – wenn ich das richtig verstehe, eine gute Freundin von dir – wäre fast an einem Herzanfall gestorben, und du selbst hast auch Schweres durchgemacht. Laut ärztlichem Gutachten leidest du

unter einer Frontallappenverletzung, die dazu führt, dass du dich aggressiv und unberechenbar verhältst. Bist du wirklich der Meinung, du kannst deine Arbeit wieder aufnehmen?«

Kara fiel der Anruf des Anwalts ein. »Ich bin tatsächlich nicht in allerbesten Verfassung ... eher weit davon entfernt. Aber meine Krankschreibung endet heute.«

Leegaard ging an seinen Schreibtisch und blätterte in Karas Personalakte. »Dir stehen noch drei Wochen Urlaub zu, den du bisher nicht genommen hast. Du könntest dich erholen ... oder Ferien machen, bis ich aus Südamerika zurückkomme, wenigstens eine Woche. Aber die Entscheidung liegt natürlich bei dir.«

»Das wäre mir recht«, erwiderte Kara, ohne groß zu überlegen.

»Ich teile es der Personalabteilung mit«, sagte Leegaard, und damit endete das Treffen.

Kara war perplex. Mit keinem einzigen Vorgesetzten war die Zusammenarbeit so reibungslos angelaufen. Er verließ das Gebäude, ging durch den Verbindungsgang ins Haus D, betrat den Aufzug und begriff, dass er jetzt eine Entscheidung treffen musste. Sollte er weiter Urlaub machen und sich mit dem zufriedengeben, was er jetzt wusste, oder sollte er versuchen, endgültig zu klären, was im Oktober 1989 geschehen war: Warum man den Tod seines Vaters inszeniert hatte, was hinter Mundus Novus steckte ... Es schien so, als wollte einer dort oben, oder da unten, dass er weitemachte: Erst hatte ihm dieser finnische Jurist neue Informationen angeboten und kurz darauf Leegaard die Möglichkeit, sie zu überprüfen. Da blieb ihm gar nichts anderes übrig, als herauszufinden, ob er wirklich die Schuld am Tod seiner Mutter trug und was mit Emma geschehen war.

Kara verließ den Aufzug und wand sich durch die schmalen Flure der Gruppe zur Untersuchung des Menschenhandels und des Schmuggels von Migranten. Diese Truppe des UNODC war die weltweit führende Einrichtung auf ihrem Gebiet. Geleitet

wurde sie von Reetta Hirvonen. An ihrer Tür blieb Kara stehen. Sie war offen.

Die blonde, durchtrainierte Finnin wirkte wie immer froh-gelaunt. »Leo! Schön dich zu sehen. Geht es dir gut?«

Kara musste über ihren Turku-Dialekt lächeln. »Eher schlecht.«

Reetta Hirvonen bedeutete ihm, Platz zu nehmen. »Ich habe gehört, du hast vor zwei Monaten wirklich gute Arbeit geleistet. Du hast dafür gesorgt, dass der finnischen Polizei eine Lastwagenladung mit Opfern des Menschenhandels in die Hände gefallen ist. Im Haus geht das Gerücht um, es wäre zum Teil dein Verdienst, dass der von Interpol koordinierte Schlag gegen die Balkanroute so hervorragend gelungen ist.«

»Über die Sache wollte ich eigentlich mit dir reden ...«

»Durch die Zerschlagung des Menschenhändler-rings sind überall in Europa hunderte Kinder und Frauen aus der Gefangenschaft befreit worden.« Reetta Hirvonens Augen leuchteten. »Der überwiegende Teil der Kriminellen, die an der Balkanroute beteiligt waren, konnte gefasst werden. Jetzt verhört man die Schuldigen, und da sickern ständig auch zu uns neue Informationen durch. Anscheinend wendet die Polizei in den Ländern auf dem Balkan etwas unsanftere Verhörmethoden an als bei uns in Finnland.«

»Kati Soisalo ist dir und deiner Truppe wirklich dankbar, dass ihr bei der Suche nach Vilma geholfen habt«, sagte Kara. »Hast du etwas Neues über das Mädchen erfahren?«

Reetta Hirvonen wirkte nachdenklich, kramte eine Weile in den Unterlagen auf ihrem Schreibtisch und rief dann erfreut: »Hier ist es ja! Im Haus des Chefs der Balkanroute auf serbischem Gebiet fand die Polizei ein Dokument, in dem der Name Vilma erwähnt wird. Darin heißt es nur: *Bestellung – Vilma. Beschafft 13.9.2007 Dubrovnik. Übergeben 14.9. Ljubljana. Eingetroffen 16.9. Helsinki.*«

Kara schüttelte den Kopf. »Vilma wurde nicht nach Helsinki geschickt, sondern nach Vittorio Veneto in Italien. Und was bedeutet Bestellung in diesem Zusammenhang?«

»Vielleicht hatte irgendjemand Vilma gesehen und verlangt, dass gerade sie entführt wurde. Oder jemand hatte sehr genau angegeben, was für ein Kind er will: blond, drei Jahre alt, lange Haare ...«

»Die bestellen Menschen wie Autos, bei diesem ganzen Menschenhandel wird einem übel. Sonst wurde im Zusammenhang mit Vilma nichts gefunden?«

»Leider nicht«, sagte Reetta Hirvonen. »Aber ich halte die Augen offen.«

\* \* \*

Auf dem U-Bahnhof Praterstern stieg Kara aus und ging etwa dreihundert Meter bis zum Lokal Hansy. Der Wind wehte so heftig, dass ihm die Augen tränten. Seine Freundin Nadine Egger arbeitete fast ohne Pause in ihrer Kneipe. Er sah sie aber nicht hinter dem Tresen, und der Kellner Walter am Zapfhahn zuckte die Achseln, um zu bedeuten, dass er nicht wusste, wo sich seine Chefin herumtrieb. Das traditionelle Wirtshaus war zur Hälfte mit Gästen gefüllt. Den Inhalt der Speisekarte konnte man leicht an den Gerichten auf den Tischen ablesen: riesige panierte Schnitzel und vor Fett triefende Würste. Pasta galt im Hansy als Diätessen, und Gemüse legte man höchstens als Farbtupfer auf die Teller.

Plötzlich entdeckte er Nadine an der Giebelseite des Barbereichs. Sie unterhielt sich mit einem gepflegten Mann in dunklem Anzug und wirkte schockiert. Kara und Nadine waren annähernd gleichaltrig, Mitte dreißig, sahen aber beide älter aus. Zwei Monate lang hatten sie sich nicht gesehen. Vor ihrem letzten Telefongespräch war Nadines Sohn Bruno gerade wegen Drogenvergehen verhaftet worden.

Kara beschloss zu warten, bis Nadines Gast gegangen war, er kehrte an den Tresen zurück, bestellte einen Marillenschnaps und ein großes Helles und setzte sich hin, um seinen Lieblingskellner Walter zu beobachten. Der Ober ignorierte sowohl einen jungen Mann, der sein leeres Bierglas hochhielt, als auch einen Geschäftsmann, der winkte und zahlen wollte. Als einer der Gäste aufstand und in Richtung Tresen ging, drehte Walter ihm den Rücken zu und das Radio lauter.

Das Hansy war eine gelungene Mischung aus Neuem und Altem. Die Einrichtung, der Tresen und der große Flachbildschirm wirkten modern, doch die Decke mit den Gewölb Bögen, die nackten Ziegelwände und die Fensternischen erinnerten an vergangene Zeiten. Kein Wunder, dass Nadine ihr Lokal so sehr mochte.

Er dachte über Nadine nach. Keiner von ihnen beiden wollte, dass ihre Beziehung enger wurde, mit Ausnahme von Brunos Problemen unterhielten sie sich nie ernsthaft über irgendein Thema. Kara wäre niemals auf die Idee gekommen, Nadine von den Ereignissen im Oktober 1989 zu erzählen. Was für einen Sinn hatte so eine Beziehung? Was für einen Sinn hatte all das, was er in den letzten zwanzig Jahren getan hatte?

»Du hättest wenigstens anrufen können.« Nadine war unbenutzt neben Kara aufgetaucht. »Willst du Mittag essen?«

»Ja, gern«, antwortete Kara und wartete, bis Nadine mit einem vollen Teller zurückkehrte. Durch den Stress der letzten Monate hatte sie so abgenommen, dass sich die Haut über den Wangenknochen spannte. Sie wirkte abgekämpft, der straff gebundene schwarze Pferdeschwanz verstärkte diesen Eindruck noch. Kara bekam marinierten Rostbraten mit Apfelmus, Balsamico-Soße und Kartoffeln vorgesetzt.

»Wer fängt an?«, fragte Nadine.

Kara hatte den Mund voll und zeigte mit der Gabel auf Nadine.

»Brunos Prozess beginnt Anfang November, und es sieht schlecht

aus. Offen gesagt, verdammt schlecht. Der Jurist, den du mir empfohlen hast, leistet zwar gute Arbeit, aber er sagt, dass Bruno diesmal nicht mit Bewährung davonkommt.« Nadine rieb mit beiden Händen ihre Schläfen. »Dieser verflixte Bengel. Gerade als er selbst vom Stoff losgekommen war ...«

»Weswegen wird Bruno angeklagt?«, murmelte Kara.

»Diese juristischen Fachausdrücke habe ich mir nicht gemerkt – wegen Rauschgiftvergehen. Der Vater von Brunos Kumpel arbeitete als Kurier einer serbischen Kriminellen-Organisation und ließ die Jungs überall in Österreich Drogen verteilen. Deswegen musste sich Bruno auch ein Auto anschaffen. Diese serbische Bande war angeblich in den Menschenhandel und sonst noch alles Mögliche verwickelt.«

Kara empfand Gewissensbisse. Bruno war bei der von Interpol koordinierten internationalen Polizeioperation gefasst worden und die verdankte ihren Erfolg zum Teil auch den von ihm beschafften Informationen. »Kann ich irgendwie helfen?«, fragte Kara, als er sah, wie verzweifelt Nadine war.

»Das Unglaublichste bei alledem ist, dass nach Ansicht des Juristen die Freiheitsstrafe nicht mal das Schlimmste sein wird, was Bruno bevorsteht.« Nadine senkte den Blick.

Kara schaute sie überrascht an.

»Man wird Bruno und seine Kumpels zu gewaltigen Schadenersatzzahlungen verurteilen, sie müssen ihre Gewinne aus dem Drogenverkauf an den Staat abführen. Der Anwalt meint, die Summe werde sich bestimmt auf ein paar hunderttausend Euro belaufen. Bruno wird bis ans Ende seiner Tage diese Schulden abzahlen, das Leben des Jungen ist vorbei, noch bevor es überhaupt richtig angefangen hat. Die dauerhafte Freiheitsentziehung wegen Schulden sei eines der sichersten Mittel, um einen jungen Menschen zum Kriminellen zu machen, sagt der Jurist. Für illegal beschaffte Einkünfte braucht man ja keine Pfändungsgebühren oder Steuern zu zahlen.«

Kara schüttelte den Kopf. Er hätte Nadine gern irgendwie getröstet, konnte es aber nicht. »Diesmal scheint Bruno in einer Sackgasse zu stecken.«

»Das darf aber nicht sein!«, erwiderte Nadine gereizt. »Ich habe wegen Bruno auf verdammt viele Dinge verzichtet. Wenn ich den Jungen jetzt seinem Schicksal überlasse, wird aus ihm irgendein Gangster.«

»Was glaubst du denn, was du tun könntest?«, fragte Kara vorsichtig. »Du hast doch das Geld nicht, zumindestens nicht die Summen, von denen du gesprochen hat. Du kannst Brunos Schulden nicht bezahlen, auch wenn du es möchtest.«

»Das stimmt. Ich bin schon bei zwei Banken gewesen und bekäme nur einen zusätzlichen Kredit von höchstens fünfzigtausend Euro.«

»Ungefähr so viel könnte ich dir leihen«, schlug Kara vor.

Nadine lachte, schüttelte den Kopf und wurde wieder ernst. »Keiner von uns beiden hat viel von seiner Vergangenheit erzählt. Aber du weißt zumindest, dass ich schon als Teenager um ein Haar mein Leben ruiniert hätte. Seit meinem dreizehnten Geburtstag hatte ich Zoff mit meinem Vater. Dreimal bin ich von zu Hause abgehauen, aber Vater hat mich jedes Mal mit Gewalt zurückgeholt. Beim vierten Mal bin ich zu Brunos Vater Stefan gezogen. Ich war sechzehn und schwanger. In Österreich darf eine Sechzehnjährige bei ihren Eltern ausziehen, wenn sie nachweist, dass sie für ihren Lebensunterhalt sorgen kann. Und mit Stefans Hilfe konnte ich das.«

»Anscheinend warst du auch nicht gerade ein leichter Fall.«

Nadine zögerte einen Augenblick und fuhr dann fort. »Stefan war Narkomane und Drogendealer. Er hat den Schülern in München Speed, Hasch und Khat verkauft. Verdammt, ich begreife immer noch nicht, wie ich auf diesen Loser fliegen konnte. Vielleicht, weil ich selber Stoff genommen habe, bevor ich schwanger wurde. Ich weiß ganz genau, wie schwierig es ist, aus der Drogen-

hölle rauszukommen. Bruno ist kein schlechter Junge, er müsste nur sein Leben auf die Reihe kriegen, etwas finden, was ihn ausfüllt.«

Kara fiel dazu kein passender Kommentar ein, also schwieg er.

»Mein Vater wollte mich seinerzeit nicht nur zwingen, wieder nach Hause zu kommen, sondern auch das Kind abtreiben zu lassen. Als ich dazu nicht bereit war, hat das Schwein versucht, mich in den Zwangsentzug zu stecken. Er hat Druck auf die Behörden ausgeübt und von bestochenen Jugendpsychiatern Gutachten eingeholt, denen zufolge ich unter schweren Depressionen litt und ...«

»Alles Verrückte, die ganze Familie.« Die kaum hörbare Bemerkung rutschte Kara heraus. »Wieso war dein Vater dazu in der Lage? Was ist er eigentlich für ein Mann?«

»Anton Moser, einer der einflussreichsten Geschäftsleute in Österreich, der Generaldirektor des AEM-Konzerns. Ich habe den Mädchennamen meiner Mutter angenommen, als ich volljährig wurde. Mit Vater habe ich neunzehn Jahre lang kein Wort gesprochen.«

Kara wurde klar, was sie vorhatte: »Du hast die Absicht, deinen Vater um Hilfe zu bitten.«

»Ich muss den Hut in die Hand nehmen und betteln gehen. Das ist Brunos einzige Chance.«

*Mittwoch, 5. Oktober*

Mit blassem Gesicht saß Eeva Vanhala im Arbeitszimmer ihrer Wohnung an der Viiskulma, einer Kreuzung von fünf Straßen im Zentrum Helsinkis, und erwartete einen Anruf. Sie berührte den Mull auf ihren Tränensäcken. Dass ihr Lebensgefährte Mikael aus heiterem Himmel einfach so ausgezogen war, wegen eines polnischen Musikerflittchens, war also doch nicht das Schlimmste, was ihr passieren konnte. Als sie abends an seinem Schlafshirt gerochen hatte, war sie davon noch überzeugt gewesen. Bis der Vorsitzende des Kabinetts ihr vor einer Stunde mitgeteilt hatte, er wolle heute Morgen genau um neun Uhr mit ihr sprechen. Das war noch nie vorgekommen und verstieß gegen alle Regeln. Die Mitglieder des Kabinetts redeten ausnahmslos nur miteinander, wenn sie sich von Angesicht zu Angesicht gegenüberstanden, doch jetzt wollte der Vorsitzende sie während einer Zwischenlandung auf dem Rückflug von Dubai anrufen. Es kündigten sich also außerordentlich große Probleme an. Eeva Vanhala wusste natürlich, worum es bei dem Gespräch gehen würde: Die für die Ermittlungen zum Kabinett zuständige stellvertretende Generalstaatsanwältin war bei den Untersuchungen auf ihren Namen gestoßen.

Schweiß rann über ihre Schläfen und brannte in den Augen, der Mull wurde allmählich feucht. Die ganze Operation zur Entfernung der Tränensäcke war Blödsinn gewesen. Als Mikael sie verlassen hatte, war sie aus Sorge um den zunehmenden Verfall ihres äußeren Erscheinungsbilds zu dem Entschluss gekommen, Sport zu treiben, damit sie fit wurde, und ihre Tränensäcke in einer sauteuren Privatklinik wegmachen zu lassen. Sogar die Haare ließ sie

sich färben, um das Grau zu überdecken. Als würde das etwas ändern. Der Schöpfer mit der großen Kelle hatte ihr nun mal den Körperbau eines Holzfällers und das Gesicht einer Flunder verpasst, da war es immer verdammt schwierig, einen Mann zu finden. In ihren ersten zwanzig Lebensjahren galt sie als das hässliche, aber nette Mädchen, an das man sich wenden konnte, wenn man Hilfe brauchte, aber nicht, wenn man sich amüsieren wollte.

Während des Studiums an der Universität war das Leben schließlich leichter geworden, in der Welt der Vereinigungen und Verbände fanden sich endlich Gesinnungsgenossinnen. Sie trat zunächst in den Jugendverband der konservativen Kokoomus-Partei ein und später auch in andere rechte Organisationen. Nach der Zeit bei der SUPO ging es in ihrer Karriere steil aufwärts, sie wurde dann Vorstandsmitglied im damaligen Finnischen Städteverband, im Verband Uudenmaan liitto, in der Universität Helsinki, im Versicherungskonzern Varma, im Lotto-Unternehmen Veikkaus und im Ölkonzern Neste und außerdem Mitglied des Verwaltungsrates der Nationaloper und des Finnischen Innovationsfonds SITRA. Wegen ihrer derzeitigen beruflichen Tätigkeit war sie jedoch nur noch Mitglied im Lions-Club von Ruoholahti und im City West Rotary Club. Aus der finnischen Organisation der Wirtschaftsjunioren hatte sie nach Vollendung ihres vierzigsten Lebensjahrs nicht wie sonst üblich ausscheiden müssen, denn sie besaß den Ehrentitel eines Senators der Junior Chamber International.

Im Speicher ihres Telefons befanden sich die Nummern von zweitausend Menschen, sie verschickte jedes Jahr hunderte Weihnachtskarten und hatte schon fast viertausend Facebook-Freunde. Sie kannte in Finnland so gut wie jeden »Macher«, den man kennen sollte. Was auch immer sie haben wollte, es fand sich stets jemand, der ihr helfen konnte, sie hatte die Vernetzung zu einer Kunst gemacht, bevor das Wort überhaupt erfunden war. Freunde besaß sie allerdings immer noch nicht.

In Gedanken kehrte sie zu ihrer kurzen Laufbahn bei der SUPO

zurück, zu jenem Abend im Oktober 1992, an dem sie Smirnows Material nicht nur für die Sicherheitspolizei, sondern auch für sich selbst kopiert hatte. Sie richtete sich auf und lächelte, immerhin hatte sie Mumm gehabt, als sie jünger war. Es gehörte Schneid dazu, Geheimmaterial der Kommunistischen Partei der Sowjetunion über Finnland, eine ganze Tasche voll, für seine eigenen Zwecke zu vervielfältigen. Als sie den Befehl erhalten hatte, das Smirnow-Material zu kopieren, erkannte sie natürlich sofort den Wert der Dokumente und informierte die Leitung der Stiftung *Suomalaisen Yhteiskunnan Tuki* und andere einflussreiche Personen mit rechtsgerichteten Wertvorstellungen. Also all jene, denen die gesellschaftliche Macht früherer Befehlsempfänger des KGB in Finnland Sorgen bereitete.

Sie hatten gewusst, dass man die Kopie von Smirnows Material im Tresor des SUPO-Chefs verschwinden lassen würde, dort durfte sie dann liegen, bis sie Schimmel ansetzte. Eero Kekomäki, damals Leiter der SUPO, gehorchte Präsident Mauno Koivisto widerspruchslos, und der wollte auf gar keinen Fall, dass all seine Verbindungen zum KGB an die Öffentlichkeit gelangten. Als Regierungschef fungierte 1992 Esko Aho, der engen Kontakt zum KGB hielt, obwohl er noch nicht einmal vierzig war; Aho hatte die Russen sogar gebeten, an der Ausarbeitung des wirtschaftspolitischen Programms seiner Regierung im Herbst 1991 teilzunehmen. Eeva Vanhala war damals zu dem Entschluss gelangt, das Smirnow-Material auch für sich selbst zu kopieren, damit wenigstens ein echter Konservativer jene finnischen Entscheidungsträger im Griff hatte, die für den KGB arbeiteten.

Es war fast tragikomisch, dass sie später dank Smirnows Unterlagen selbst Mitglied des Kabinetts und gewissermaßen auch Partner der KGB-Erben, des FSB, geworden war. Aber was will man machen, ein Streber steigt eben die Karriereleiter immer weiter hinauf, bis er die oberste Sprosse erreicht hat, und die war in Finnland das Kabinett. Und keiner im Kabinett kannte ihr Geheimnis.

Eeva Vanhala erschrak, als das Telefon klingelte. Sie räusperte sich, nannte ihren Namen und hielt den Hörer etwas weiter weg vom Ohr, als der Vorsitzende des Kabinetts mit tiefer Stimme seine Predigt begann. Ohne ihn ein einziges Mal zu unterbrechen, hörte sie sich die minutenlange Litanei an, die schließlich mit einer Anweisung endete: »Du hast noch genug Zeit, deine Angelegenheiten zu regeln. Einigen wir uns darauf, dass du aus Finnland verschwindest, sagen wir, am nächsten Wochenende.«

»Wer übernimmt dann meine Aufgaben, wem ...«

Der Vorsitzende unterbrach sie: »Jukka Ukkola ist von jetzt an für alle ... heiklen Geschäfte zuständig.«

»Ich bin sehr wohl imstande, die Dinge so zu organisieren ...«

»Am Wochenende«, wiederholte der Vorsitzende, und das Gespräch war zu Ende.

Eeva Vanhala ging zum Barschrank, goss etwa vier Zentiliter Patis in ein Glas, fügte in der Küche ein wenig Wasser hinzu und trat ans Fenster. An einer Kreuzung von fünf Straßen waren immer Leute unterwegs.

Ihr blieb zu wenig Zeit, obwohl sie sofort Maßnahmen ergriffen hatte, um ihre Haut zu retten, als sie in der vorhergehenden Woche erfahren hatte, dass man bei den Ermittlungen zum Kabinett auf ihren Namen gestoßen war. Sie hatte einem alten Bekannten, dem Anwalt Ville Kärävä, Informationen aus dem Smirnow-Material übermittelt, die beweisen sollten, dass sie keine Schuld an den Verbrechen des Kabinetts trug. Das bedeutete allerdings, drei Kabinettsmitglieder zu opfern. Doch sie hatte nicht die geringste Absicht, ins Ausland zu fliehen und sich irgendwo zu verstecken, wo sie allein, unbekannt und unbedeutend war.

Im Laufe der Jahre hatte sie Smirnows Material mit Bedacht und nur äußerst vorsichtig eingesetzt. Wenn sie einen neuen Posten wollte, eine Berufung oder einen Orden, hatte sie Kontakt zu einer Person aufgenommen, die dabei behilflich sein konnte, und nur im Bedarfsfall angedeutet, dass sie die Geheimnisse ihres

Opfers kannte. Lediglich zweimal musste sie ein Dokument vorlegen, um ihr Opfer zu überzeugen. Doch jetzt war sie gezwungen gewesen, Kärävä etliche Dokumente preiszugeben, so viele, dass es reichte, um die Beweise der stellvertretenden Generalstaatsanwältin gegen sie zu entkräften.

Wenn sie als Verräter entlarvt wurde oder wenn jemand erfuhr, dass sich Smirnows Material in ihrem Besitz befand, dann wäre sie verloren. Dieses Material steckte voller hochbrisanter Geheimnisse von Leuten, die in der finnischen Gesellschaft Macht ausübten. Also war niemand, der in Finnland etwas darstellte, daran interessiert, dass der Inhalt der Dokumente an die Öffentlichkeit gelangte – das würde für jeden von ihnen den Untergang bedeuten, auch für sie selbst.

Plötzlich fiel Eeva Vanhala ein Fußgänger in einer Allwetterjacke auf, der unten an der Kreuzung vor dem Schallplattengeschäft von Digelius stand. Der breitschultrige Mann wirkte angespannt, schaute kurz auf seine Uhr und dann nach oben – direkt zu ihren Fenstern. Eeva Vanhala wäre fast das Glas aus der Hand gefallen. Warum hatte der Vorsitzende des Kabinetts ihr befohlen, zu einer bestimmten Uhrzeit daheim zu sein? Er hätte sie schließlich auch auf ihrem Handy anrufen können, sie wussten beide genau, dass ihre Telefone von niemandem abgehört wurden. Wollte man sie zwingen, Finnland zu verlassen? Oder hatte man noch etwas Schlimmeres vor?

Ihr Puls raste, sie durfte jetzt nicht in Panik verfallen, sondern musste nachdenken. Sie hatte Vorkehrungen für so gut wie alle vorstellbaren Probleme getroffen, aber auf den Gedanken, irgendwann Hals über Kopf fliehen zu müssen, war sie nie gekommen. Immer hatte sie sich eingebildet, ihr Netzwerk von Kontakten würde sie rechtzeitig über alle möglichen Gefahren unterrichten. Für eine Flucht war sie nicht geeignet, ihre größte sportliche Leistung bestand darin, dass sie einst schwimmen gelernt hatte.

Der Mann draußen überwachte die Haustür, und über den Hin-

terhof konnte nur ein Akrobat fliehen, der imstande war, eine drei Meter hohe Mauer zu überwinden. Ihr blieb nur eine Möglichkeit. Das Atmen fiel ihr schwer, sie erkannte die ersten Anzeichen eines Anfalls ihrer Panikstörung. Rasch ging sie zu ihrem Medizinschrank, schüttelte zwei Betablocker auf den Handteller und spülte sie mit ihrem Drink hinunter. Dann schaute sie kurz hinunter auf die Kreuzung und sah nur Autos, zwei Schüler mit Ranzen auf dem Rücken und eine alte Frau, die einen Einkaufsbeutel schleppte. War der Mann schon auf dem Weg zu ihrer Wohnung?

Eeva Vanhala riss den Mullverband unter ihren Augen ab, zog blitzschnell den Mantel an und steckte den Schlüssel ein. Im Arbeitszimmer stopfte sie einen Stapel Unterlagen in ihre Umhängetasche, öffnete dann die Wohnungstür vorsichtig und hörte im Treppenhaus Schritte, die näherkamen. Sie schloss die Tür leise von außen, zog die Schuhe aus und schlich hinauf in die oberste Etage. Dieses Haus kannte sie wie ihre Westentasche, sie wohnte schon fast ein Leben lang in dem Gebäude, zunächst als Kind mit den Eltern im ersten Stock und nun in ihrer eigenen Wohnung im dritten Stock.

Die feuersichere Dachbodentür knarrte, die staubige, muffige Luft schlug ihr entgegen wie eine Kindheitserinnerung. Im Treppenhaus hörte man Schritte, ihrer Meinung nach war das der Mann, der sie observierte. Sie schloss die Tür, schaltete das Licht ein und ging zu der etwa zwei Meter hohen Leiter aus Aluminium, dort hängte sie sich ihre Tasche um den Hals und stopfte sie unter den Mantel. Dann stieg sie die Leiter hoch, stieß die blecherne Dachluke auf und ließ sie an der Kette hängen. Als Kind hatte sie nie gewagt, den Jungs auf das abschüssige Blechdach in schwindelerregender Höhe zu folgen. Sie kletterte hinaus und hielt sich mit beiden Händen an den Trittstufen fest, die zum Schornstein führten. So verdammt hoch war das? Ihr wurde ganz flau im Magen, als sie hinabschaute und unter sich Helsinki sah und das Meer, so weit das Auge reichte.

Eeva Vanhala heftete den Blick auf die Trittstufen und bewegte sich langsam und vorsichtig auf allen vieren vorwärts. Sie brauchte über zehn Minuten bis zum Schornstein, dort ruhte sie sich einen Augenblick aus und kroch dann weiter. Nach einer Viertelstunde änderte sich die Farbe des Bleches, sie hatte das Dach des Nachbarhauses erreicht. Der Wind wehte ihr um die Ohren, aber sie hörte nur, wie ihr Puls hämmerte.

Schließlich sank Eeva Vanhala erschöpft auf die Dachluke des Nachbarhauses und schnappte nach Luft. Ein paar Minuten später stieg sie die Treppe hinab. Vorsichtig spähte sie durch die gläserne Haustür hinüber zur Kreuzung und zuckte so heftig zurück, dass ihr Genick schmerzte – der Mann in der Allwetterjacke stand jetzt dreißig Meter entfernt vor dem Friseurgeschäft. Sollte sie es wagen hinauszugehen? Er konnte nicht annehmen, dass sie aus diesem Haus auftauchte.

Plötzlich sah Eeva Vanhala auf der Fredrikinkatu eine Straßenbahn kommen, die Gott sei dank genau zwischen ihr und dem Mann anhielt. Rasch verließ sie das Haus und ging in aller Ruhe bis zur Merimiehenkatu. Dann beschleunigte sie ihr Tempo, schaute mehrmals über die Schulter zurück und keuchte vor Angst. Würde der Mann hinter ihr auftauchen? Auf der Albertinkatu beruhigte sie sich ein wenig, holte das Handy aus der Tasche und bestellte ein Taxi zum Restaurant Rafla in der Uudenmaankatu, bis dahin waren es etwa zweihundert Meter. Der Wagen kam erstaunlicherweise schon einige Minuten später. Sie bat den Fahrer, nach Kirkkonummi zu fahren und wurde erst ruhiger, als das Auto in Ruoholahti auf den Länsiväylä einbog. Dann rief sie ihre Sekretärin an und meldete sich krank.

Eeva Vanhala wusste genau, wie ihr die stellvertretende Generalstaatsanwältin auf die Spur gekommen war. Sie verfluchte den Anwalt Eero Palomaa einmal mehr. Der Mann, der für die Buchhaltung des Kabinetts zuständig gewesen war, hatte der Polizei vor etwa zwei Monaten Beweise für die Existenz des Kabinetts über-

lassen, um seine eigene Haut zu retten. Dieser Mistkerl hatte beschrieben, wie das Kabinett 1981 gegründet worden war. Sein Kern bestand aus Helfern des KGB und hatte viele Kanäle der Machtausübung Präsident Kekkonens nach dessen Erkrankung unter seine Kontrolle gebracht. Palomaa hatte verraten, wie das Kabinett Ende der achtziger Jahre gestärkt worden war und wie der Kreml und der KGB den vom Kabinett gegründeten Tarnfirmen riesige Summen überwiesen hatten.

Dieser aalglatte Jurist hatte den Behörden auch über die Ereignisse während des Zerfalls der Sowjetunion berichtet. Wie die große Krise in Finnland Ende der Achtziger Jahre von Moskau aus eingeleitet wurde und wie die Neuaufteilung von Finnlands Eigentum und die Sanierung seines Unternehmensbestands genau zu dem Zeitpunkt erfolgte, als das mit dem KGB kooperierende Kabinett über Milliarden verfügte. Und in Palomaas Bericht wurde auch verraten, dass man das Kabinett dafür eingespannt hatte, in Zusammenarbeit mit den russischen Nachrichtendiensten die Interessen des Kreml zu vertreten. Am verhängnisvollsten war jedoch, dass Palomaa auch den Zweck des Kabinetts erklärt hatte.

Eeva Vanhala holte Palomaas Bericht aus ihrer Umhängetasche und las dessen gefährlichste Passage zum x-ten Mal:

*Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion konzentrierte sich das Kabinett mehr und mehr ausschließlich auf die wirtschaftlichen Aktivitäten. Seine Aufgabe wurde es, das in private Hände gelangte Milliardenvermögen der Sowjetunion zu waschen und anzulegen. Das Kabinett war das größte, geheimste und effizienteste aller vom KGB initiierten und vom FSB weitergeführten Komplexprogramme. Der Kreml und die Nachrichtendienste Russlands haben für die wichtigste Aufgabe ihrer Geschichte, die Privatisierung des Eigentums der Sowjetunion, gewissermaßen einen ganzen Staat eingespannt – Finnland.*

Bedauerlicherweise stimmte es haargenau, was Palomaa behauptete.

Am Bahnhof von Kirkkonummi bezahlte Eeva Vanhala das Taxi, stieg kurz darauf in den Zug nach Turku, den sie in Karjaa wieder verließ. Mit dem Bus fuhr sie bis ins Kirchdorf Pohja und kaufte im Lebensmittelladen ein. Die Taxifahrt ins Dorf Trädbollstad dauerte nur etwa fünf Minuten. Eeva Vanhala bezahlte, schaute sich um und spürte, wie sie sofort ganz ruhig wurde: Selbst das beste Fahndungskommando würde sie hier nicht finden. Ihr Ferienhaus lag mitten im Wald, an einem wenig befahrenen Kiesweg, in einer Gegend, in der nur selten Menschen unterwegs waren. Sie hatte sich das Grundstück zehn Jahre zuvor als Versteck besorgt, nachdem sie einmal mehr von einem verlogenen Typ bitter enttäuscht worden war. Gerade vierzig geworden, hatte sie damals ihre Hoffnung, Mutter zu werden, endgültig begraben und beschlossen, der ganzen Welt zu entfliehen. Die Verträge für Strom, Wasser und Müllentsorgung liefen über ihre Briefkastenfirma, hier würde sie niemand finden.

Eeva Vanhala ging auf dem kurzen Kiesweg bis zu ihrem Haus, stellte mit Befriedigung fest, dass keine Schäden durch Einbrecher zu erkennen waren, und holte aus dem Brennholzschuppen den Schlüssel. Sie betrat das Schlafzimmer, hockte sich vor den Sentry-Tresor, der in die Brandmauer eingelassen war, und tippte den Code aus fünf Ziffern in das digitale Kombinationsschloss ein. Dann stopfte sie schnell die Dokumente aus ihrer Umhängetasche in den Tresor und schlug die Tür zu. Das Smirnow-Material bewahrte sie nicht hier auf, das befand sich in einem idiotensicheren Versteck. An die Unterlagen würde niemand herankommen.

*Mittwoch, 5. Oktober*

Clive Grovers graue Löwenmähne schwang hin und her, als er die weiße Kugel wuchtig in das von roten Kugeln gebildete Dreieck stieß. Er spielte im Keller des Clubs Oxford and Cambridge Snooker, sofern man das so bezeichnen konnte, wenn jemand allein am Billardtisch stand und die Kugeln knallen ließ. Diesen Club mochte er am meisten, hier schien es so, als wäre die Tradition allgegenwärtig, schließlich reichten seine Wurzeln zurück bis ins Jahr 1821. Als Mitarbeiter des britischen Auslandsnachrichtendienstes SIS war Grover natürlich auch Mitglied des Clubs Special Forces, doch in dessen Klubhaus in Knightsbridge konnte man die Arbeit nie ganz hinter sich lassen, dort schwirrten einfach zu viele Kollegen herum. Allerdings ließen sich auch hier Begegnungen mit Geheimdienstprofis nicht völlig vermeiden, im MI5 und SIS wurden immer noch jede Menge Absolventen von Oxford und Cambridge eingestellt. Vor der Jahrzehnte zurückliegenden Enttarnung der Cambridge Five, des Agentenquintetts Kim Philby, Donald Maclean, Guy Burgess, Anthony Blunt und John Cairncross, sowie des unter Oxford-Studenten angeworbenen Spionagerings hätten die britischen Nachrichtendienste fast den Namen »Oxford and Cambridge Club« tragen können. Heutzutage schaltete der SIS Stellenanzeigen in der Presse und im Radio wie eine Handelskette.

Grover gönnte sich einen freien Tag. In der heutigen, von den Gefahren des Terrorismus durchdrungenen Welt war es bei ihm, dem Leiter der Abteilung für Aufklärungsoperationen des SIS, eher die Regel als die Ausnahme, dass er seinen Jahresurlaub un-

terbrechen musste. Meistens nahm er immer dann einen seiner Urlaubstage, wenn es in der »Firma« ruhig zuging. Gerade jetzt wäre ein längerer Urlaub so nötig gewesen wie lange nicht. Nach dem Abschuss einer chinesischen Trägerrakete vor etwa zwei Monaten war man sowohl im SIS als auch bei den anderen großen Nachrichtendiensten aufgewacht und konzentrierte nun seine Kräfte auf die Untersuchung einer Organisation namens Mundus Novus. Im SIS lagen diese Ermittlungen in seiner Verantwortung, weil die stellvertretende SIS-Chefin Betha Gilmartin noch krankgeschrieben war.

Als er auch die letzte rote Kugel eingelocht hatte, stellte er den Queue in den Ständer, krepelte die Ärmel seines hellroten Hemdes herunter und befestigte die schwarz-weißen Manschettenknöpfe mit dem Logo des Trinity Hall College der Cambridge University. Er trat hinaus auf die Pall Mall im Herzen Londons. Es war 14:01 Uhr und Grover wollte Dylan vorzeitig aus dem Kindergarten in Highbury abholen, um noch mit dem Jungen spielen zu können, bevor dessen Eltern nach Hause kamen. Beim Gedanken an sein vierjähriges Enkelkind lächelte er. Was würde der Schlingel wohl heute machen wollen? Cricket spielen, Fahrrad fahren oder in der Dachkammer mit dem Bettzeug eine Bude bauen? Gott sei Dank brauchte er keine Aufträge im Ausland mehr zu übernehmen. Die Zeit, in der seine Kinder herangewachsen waren, hatte er größtenteils verpasst, denn während seiner Jahre im operativen Einsatz hatte er in Ländern arbeiten müssen, in die er seine Familie nicht mitnehmen wollte. Jetzt holte er das Versäumte nach, indem er mit seinem ersten Enkelkind so viel Zeit wie möglich verbrachte.

Es war ein klarer, sonniger und kühler Tag. Grover stieg in der Station St. James's Park in eine Metro der District Line, fuhr bis zur Victoria Station und lief den mit weißen Fliesen verkleideten Verbindungsgang entlang bis zum anderen Bahnsteig, um auf den Zug in Richtung Walthamstow zu warten. Der Bahnhof war bre-

chend voll, obwohl die Rushhour am Nachmittag noch nicht begonnen hatte. Er stand ein paar Meter von der Bahnsteigkante entfernt und knöpfte seinen Kamelhaarmantel zu, als er den kalten Luftzug aus dem Tunnel spürte. Jemand faltete seine Zeitung zusammen, ein anderer klappte sein Taschenbuch zu und ziemlich viele Reisende steckten ihr Handy in die Tasche. Der Zug kam. Grover machte einen Schritt in Richtung der gelben Markierungslinie, die auf den Fußboden gemalt war, die Menschen ringsum drängten sich immer enger zusammen und bildeten eine dichte Traube. Der schneidende Wind aus dem Tunnel nahm zu, der Lärm des Zuges auch.

Grover wurde mit der Menschenmenge Zentimeter für Zentimeter näher an die Bahnsteigkante getrieben, jetzt war nur noch so wenig Platz, dass sich die Körper wildfremder Menschen gegen ihn drückten. Plötzlich packte ihn jemand mit aller Kraft von hinten um die Taille. Der Zug dröhnte nur ein paar Dutzend Meter entfernt. Er spürte, wie sich seine Schuhe vom Boden lösten, und stieß einen Schrei des Entsetzens aus, dann trug und schob man ihn in den sicheren Tod. Er war noch einen Meter vom Gleis entfernt und sah den ersten Wagen schon ganz nah vor sich ... Grover streckte die Beine nach vorn, sie schlugen gegen die Front des Metrowagens, und die Wucht des Aufpralls drehte ihn um. Er stieß mit dem Kopf gegen ein Seitenfenster des Wagens und fiel auf den Bahnsteig, dann wurde alles rundum schwarz.

\* \* \*

Kurz nach Mittag stieg Leo Kara auf der Hämeentie aus dem Taxi. Es war kalt und regnerisch und auch sonst empfand er die Rückkehr nach Helsinki als bedrückend, jetzt erinnerte er sich an Dinge, die er viele Jahre lang aus seinem Bewusstsein verdrängt hatte. Beispielsweise wie Vater ihn im Sommer 1982 zu einer Fahrt mit

der U-Bahn mitgenommen hatte, als sich die brandneue Metro-  
linie noch im Probelauf befand.

Kara bezahlte das Taxi, warf einen Blick auf die berühmte  
Kurve der Hämeentie im Stadtteil Sörnäinen. An der Bushalte-  
stelle saß ein Pärchen, trank einen Longdrink aus Dosen und amü-  
sierte sich auf Kosten der Passanten. Noch in seiner Jugend galt  
diese Gegend als verrufen, aber jetzt war das anders. Filialen von  
großen Marken, Gourmet-Restaurants oder renommierte Anwalts-  
kanzleien suchte man hier allerdings auch jetzt vergeblich.

Kara drückte auf den Knopf des Türsummers am Eingang eines  
Hauses am Rande der Kurve und stieg die Treppe zu Ville Kärävä's  
Kanzlei hinauf. Die Tür ging auf, und überrascht erblickte er einen  
etwa sechzigjährigen, gebückten Mann mit schmalem Gesicht, der  
eine Maiskolbenpfeife aus dem Mund nahm. Aufgrund der  
Stimme hatte er sich Kärävä deutlich jünger vorgestellt.

»Das ist ganz ausgezeichnet, dass du beschlossen hast, dich an  
diesem ... Projekt zu beteiligen. Ich war richtig überrascht, dass  
du dich so schnell freimachen und nach Finnland kommen  
konntest«, sagte Kärävä, während er Karas Mantel an die Gar-  
derobe hängte und ihn in seine Kanzlei führte, die nur aus einem  
Raum bestand. Der war vollgestopft mit Unterlagen und Map-  
pen, die sich sowohl in den Regalen und auf den Tischen als auch  
auf dem Fußboden stapelten. Es roch nach Staub und Pfeifen-  
tabak.

»Ich habe überhaupt noch nichts beschlossen«, erwiderte Kara  
und setzte sich. Er betrachtete die Zimmerdecke, an der die Farbe  
abblätterte, die gewellten Tapeten und die blinde Ecke des großen  
Spiegels. Das vergilbte Plakat des Vergnügungsparks Tivoli Sei-  
terä musste aus den Achtzigerjahren stammen. In dieser Kanzlei  
wurden wahrlich keine hochkarätigen Fälle betreut.

Kärävä setzte sich an seinen von Papierstapeln gesäumten  
Schreibtisch und schaute kurz erst zum Besprechungstisch, dann  
zum Couchtisch und schließlich zu dem kleinen Kühlschrank, der

in der Ecke vor sich hin surrte. »Ich fürchte, ich habe jetzt nichts hier, was ich anbieten könnte, nicht mal Kaffee, ich wollte eigentlich ...«

Kara unterbrach ihn: »Lass uns einfach gleich zur Sache kommen. Als erstes würde ich die Unterlagen lesen wollen, die meinen Vater und das Kabinett betreffen.«

Kärävä fuchtelte nervös mit der Pfeife herum. »Wie ich erwähnt habe, ist die Situation kompliziert. Mein Mandant möchte nicht, dass jemand die in seinem Besitz befindlichen Dokumente sieht.«

Kara verstand nicht, was der Anwalt meinte. »Was soll dieser verdammte Blödsinn? Du hast angerufen und gesagt, dass dein Mandant äußerst wichtige Unterlagen zum Kabinett besitzt, und du hast mich gebeten, sie der Polizei zu übergeben.«

»Ich habe dich gebeten, den Behörden die in diesen Unterlagen enthaltenen Informationen zu übermitteln. Ich habe eine Zusammenfassung der Fakten angefertigt, die mein Mandant aufdecken will.« Kärävä zog heftig an seiner Pfeife, deren Glut erloschen war.

Kara wäre am liebsten sofort aufgestanden und gegangen, aber die Neugier behielt die Oberhand. »Wer ist dein Mandant?«

»Das weiß ich nicht«, erwiderte Kärävä und vermied es, seinen Gast anzusehen.

»Du wirst doch wohl deinen Mandanten getroffen haben?« Karas Stimme wurde lauter.

Kärävä schüttelte den Kopf. »Wir haben nur am Telefon miteinander gesprochen.«

Kara lachte kurz auf. »Du bittest mich, den Behörden Informationen aus Dokumenten zu übermitteln, deren Existenz nicht bestätigt werden kann und deren Besitzer nicht bekannt ist. Die Polizisten würden mich auslachen.«

»Vielleicht solltest du erst einmal lesen, was mein Mandant aufdecken will«, schlug Kärävä vor. »Die Behörden werden natür-

lich schnell herausfinden, dass die Informationen zutreffend sind«, fügte er hinzu und reichte Kara die dicke Zusammenfassung.

Ich möchte der KRP und der SUPO bei den Ermittlungen helfen, die das sogenannte Kabinett betreffen. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt werde ich die Namen von drei Mitgliedern des Kabinetts preisgeben und Beweise vorlegen, die ausreichen, um sie strafrechtlich für ihre Taten zur Verantwortung zu ziehen. Meine Wahl fiel auf Personen, die über ein umfangreiches Wissen in Bezug auf die Tätigkeit des Kabinetts, seine Mitglieder und seine Aufgabe verfügen.

### **1. Erno Laamanen (geb. 1952), der Präsident von Suomen Pankki, der Finnischen Zentralbank**

Laamanen wurde 1970 Mitglied der Kommunistischen Partei Finnlands. In die Führung der Schülerorganisation Teiniliitto rückte Laamanen, der beim Richtungsstreit in der KP zu den sog. Jungtaistolaiset zählte, im Jahre 1971 auf. Sein Studium an der Universität Helsinki schloss er 1977 als Diplom-Staatswissenschaftler ab. Nach dem Übertritt zur Sozialdemokratischen Partei war er von 1979–91 drei Wahlperioden lang Parlamentsabgeordneter und wirkte vier Jahre als Finanzminister. Zum Parteivorstand der SPFi gehörte Laamanen von 1979–93. Nach seiner politischen Laufbahn arbeitete Laamanen zunächst als Direktor in der Neste AG (1991–97) und dann in der Europäischen Investitionsbank (1997–2005). 2006 wurde Laamanen zum Präsidenten von Suomen Pankki ernannt.

Als Entwicklungskader des KGB wurde Erno Laamanen 1971 von Major Albert Akulow angeworben, der bis 1973 Laamanens Verbindungsoffizier war, sein »Betreuer«. Anbei Gesprächsprotokolle von Treffen Erno Laamanens (Deckname beim KGB: Armas) mit Albert Akulow (Anhänge M/1747 – M/1804). 1973 änderte sich Laamanens Status beim KGB, er galt jetzt als verlässliche Kontaktperson, und

sein Betreuer wurde nun Albert Koslow (Anhänge M/1811 – M/2004). In den Jahren 1975–1991 fungierte als Laamanens Betreuer der jeweilige Chef der Aufklärungsfiliale des KGB in Helsinki, zunächst Anatoli F. Gluschtschenko (1975–77), dann von 1977–1984 Viktor Wladimirow (Gesprächsprotokolle in den Anhängen M/2019 – M/2322) und später Feliks Karasew von 1984–1991 (Anhänge M/2324 – M/2621). Dank seines Ministerpostens wurde Laamanen schließlich als einflussreicher Agent eingestuft.

Erno Laamanen hat dem KGB in den Jahren 1971–1991 Informationen zu folgenden Angelegenheiten übergeben:

- Zur Arbeit und zu den Mitgliedern von Teiniliitto (Anhänge 1–38)
- Zur Lage der Sozialdemokratischen Partei (Anhänge 39–64)
- Zur Tätigkeit des Außenpolitischen Ausschusses des Parlaments (Anhänge 65–110)
- Zur Tätigkeit der Regierung und zu von ihr vorbereiteten Beschlüssen sowie außenpolitischen Leitlinien (Anhänge 111–223)
- Zu Entscheidungen der Europäischen Investitionsbank und zu ihrer Politik (Anhänge 224–295)

Belege über die Entgelte, die Laamanen vom KGB erhielt, sind in den Anhängen A/221 – A/621 aufgeführt. Laamanen hat vom KGB insgesamt Geldleistungen in Höhe von 480 000 Euro entgegengenommen (Finnmark umgerechnet in Euro).

Kara überflog die restlichen Seiten der Zusammenfassung. Der anonyme Mandant von Anwalt Kärävä verriet auch zwei andere Namen: Risto Kankare, Geschäftsführender Direktor des Energiekonzerns Fortum, und Kirsti Saurivaara, Dekanin der School of Science der Aalto-Universität. Kara begriff schlagartig, wie brisant Kärävä's Zusammenfassung auch ohne die Originaldokumente war. Der Bericht enthielt mehr als genug Fakten, um das entlarvte Trio wegen Spionage und aller möglicher Vergehen zu verurteilen.

»Diese Zusammenfassung soll nachweisen, dass mein Mandant bestimmte Straftaten, deren man ihn zur Zeit verdächtigt, nicht begangen haben kann«, sagte Kärävä, als Kara zu Ende gelesen hatte.

»Und gleichzeitig zerstört sie das Leben von drei Menschen«, konstatierte Kara.

»Das lässt sich leider nicht vermeiden.«

»Hat dein Mandant erklärt, warum er gerade mich als Kurier will?«, fragte Kara.

»Du hast schon früher versucht, dem Kabinett auf die Spur zu kommen, du hattest im August mit den Behörden zu tun, die zum Kabinett ermitteln, du hast einen anspruchsvollen Job im UN-Büro für Drogen- und Verbrechensbekämpfung, du kannst Russisch und bist bereit ... fragwürdige Methoden einzusetzen, um Ergebnisse zu erzielen.«

»Woher hat dein Mandant etwas über meine Methoden erfahren?«

Kärävä zuckte die Achseln. »Diese Zusammenfassung nimmt keiner ernst, wenn sie nur auf dem Schreibtisch eines einfachen Polizisten landet. Wie ich bereits erwähnt habe, will mein Mandant dem Text keine Originaldokumente beifügen. Doch dich werden die Behörden anhören.«

Kara betrachtete das dringend renovierungsbedürftige Büro und die abgewetzten Ellenbogen von Kärävä's grauer Jacke und fragte sich, warum jemand die ungeheuer gefährlichen Dokumente diesem Juristen anvertraut hatte, der höchstens Regionalliganiiveau besaß. »Du hast behauptet, dein Mandant habe Informationen über meinen Vater.«

Kärävä paffte eine dicke Wolke aus seiner Pfeife. »Anscheinend hast du die Zusammenfassung nicht sehr genau gelesen. Kirsti Saurivaara hat jahrelang mit deinem Vater zusammengearbeitet, sowohl im Forschungsinstitut für Physik als auch im Tieftemperaturlabor der Technischen Hochschule. Aus den Anhängen geht

hervor, dass mehrere Male versucht wurde, Aleksi Kara anzuwerben. Saurivaara weiß davon.«

Kara überlegte einen Augenblick, was er antworten sollte. »Gut. Aber unter einer Bedingung. Ich will die Originaldokumente sehen, mich vergewissern, dass sie existieren.«

Kärävä erkannte, dass Kara es ernst meinte. Er ging zum Telefonieren ins Treppenhaus und kehrte ein paar Minuten später mit hochrotem Gesicht zurück. »Ich verfüge nur über ein paar der Originaldokumente, die mit der Zusammenfassung in Verbindung stehen, aber ich habe die Erlaubnis erhalten, sie dir zu zeigen.«

Kara nahm das russischsprachige Schriftstück, das Kärävä ihm reichte. Es war mit einem roten Stempel versehen – *unitschtoschit*, zu vernichten. Er verglich den Inhalt des Dokuments mit dem entsprechenden finnischsprachigen Anhang in Kärävä's Zusammenfassung und fand nicht den geringsten Unterschied. Jedes Dokument trug das Kennzeichen EK/S/476/1992.

»Wie lauten meine Instruktionen?«, fragte Kara, noch bevor ihm selbst klar wurde, dass er seine Entscheidung getroffen hatte.

Kärävä wirkte sowohl überrascht als auch erleichtert. »Übermittle die Zusammenfassung der Generalstaatsanwaltschaft und überzeuge sie davon, dass die Informationen echt sind. Erwähne meinen Namen nicht und sage nichts über meinen Mandanten.

Die Behörden werden eure Namen natürlich auch ohne meine Hilfe herausbekommen, dachte Kara, sagte aber: »Alles klar.«

\* \* \*

Das Anfang der Sechzigerjahre errichtete Amtsgebäude in der Albertinkatu 25 wirkte im Vergleich zum Alten Opernhaus daneben heruntergekommen. Das störte Leo Kara allerdings nicht, mit großen Schritten stieg er im Aufgang A die Treppe hinauf in die dritte Etage und sagte dem Angestellten am Empfang, er habe ei-

nen Termin bei der stellvertretenden Generalstaatsanwältin Anni Alanko.

Kara wartete einen Augenblick im Stehen, obwohl sich im Foyer eine Sitzgruppe befand, dann traf die Sekretärin ein und führte ihn in Anni Alankos Zimmer. Kara gab der kleingewachsenen Frau in einem dunklen Hosenanzug die Hand. Ihr unsicheres Lächeln und ihr schlaffer Händedruck überraschten ihn. »Du überwachst also die Ermittlungen zum Kabinett?«

Anni Alanko zeigte auf einen Stuhl und setzte sich an ihren Schreibtisch. »Das Kabinett kann nicht Gegenstand von Ermittlungen sein, offiziell existiert es ja nicht einmal. Die Sicherheitspolizei und die KRP untersuchen die Handlungen von Personen, die sich mutmaßlich an den Aktivitäten des Kabinetts beteiligt haben. Und der Generalstaatsanwalt hat mich beauftragt, in diesem gesamten Ermittlungskomplex die Anklage zu vertreten. Möchtest du übrigens einen Kaffee?«

Kara schüttelte den Kopf. »Wie viel hat die Polizei herausgefunden?«

»Darüber kann ich leider nicht mit dir reden«, Anni Alanko lächelte freundlich. »Zwar habe ich gehört, dass du der Polizei im August Beweise für die Aktivitäten des Kabinetts übergeben hast, die von entscheidender Bedeutung waren, aber es geht trotzdem nicht. Ich würde mich der Verletzung des Dienstgeheimnisses schuldig machen, wenn ich über Details eines laufenden Ermittlungsverfahrens spreche.«

Kara hatte allmählich den Verdacht, dass er hier an der falschen Adresse war. Alanko machte einen sehr zurückhaltenden und vorsichtigen Eindruck. Es kam ihm seltsam vor, dass man ihr einen so umfassenden und wichtigen Ermittlungskomplex wie das Kabinett anvertraut hatte.

»Es wurden Ergebnisse erzielt, soviel kann ich jedenfalls sagen«, versicherte Anni Alanko.

Kara zögerte einen Augenblick, hob dann seine altbewährte Le-

dertasche auf den Schoß und holte Käräväs Zusammenfassung heraus.

Anni Alanko las sie und brauchte dafür über zehn Minuten, in deren Verlauf ihr Gesichtsausdruck zunächst überrascht und dann bestürzt wirkte. »Der Präsident von Suomen Pankki, die Dekanin der School of Science, der geschäftsführende Direktor von Fortum. Und jede Menge Beweise: Berichte des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei der Sowjetunion und des KGB über die Informationen, die das Trio verraten hat, Quittungen über gezahlte Honorare ...« Sie schüttelte den Kopf. »Das bedeutet Anklagen wegen Spionage.«

»Diese Seiten enthalten nichts Überraschendes«, erwiderte Kara und zuckte die Achseln. »Im Bericht von Eero Palomaa, der die Angelegenheiten des Kabinetts verwaltet hat, wurden genau die gleichen Vorwürfe und Beweise gegen Anita Arho vorgebracht. Das hatte ja Ende August alles ins Rollen gebracht. Jetzt kommen nur weitere Namen ans Licht.«

»Hast du diese Zusammenfassung geschrieben?«, fragte Anni Alanko.

»Der Besitzer der Unterlagen will unerkannt bleiben, die Zusammenfassung habe ich von seinem Anwalt erhalten.«

»Der Name des Anwalts?«

Kara schüttelte den Kopf. »Er will nicht, dass der bekannt wird.«

»Hast du die Originaldokumente?« Alankos Ton wurde schärfer.

»Ich durfte nur einige davon sehen und mich vergewissern, dass die Unterlagen echt sind. Sie trugen alle dasselbe Kennzeichen – EK/S/476/1992.« Kara spürte plötzlich, dass es für ihn eng wurde. Anni Alanko hatte deutlich mehr Format, als der erste Eindruck erkennen ließ. »Die Zusammenfassung soll angeblich nachweisen, dass eine Person bestimmte kriminelle Handlungen nicht begangen hat.«

»Dass wer was nicht begangen hat? Im Zusammenhang mit dem Kabinett werden die Aktivitäten von Dutzenden Menschen untersucht«, entgegnete die Generalstaatsanwältin erregt.

»Ich habe versprochen, diese Zusammenfassung an die Behörden zu übermitteln und ihnen zu versichern, dass sie auf echten Dokumenten beruht. Und das habe ich hiermit getan«, sagte Kara und stand auf.

»Warum hat man das gerade dir übergeben?«

»Sie wissen, dass ich schon mehrmals versucht habe, etwas über das Kabinett herauszufinden«, antwortete Kara.

»Du darfst mit niemandem über diese Dinge sprechen. Ist dir klar, wie wichtig das ist? Gibst du mir dein Wort?«, erklärte Anni Alanko und sah ihn mit strengem Gesichtsausdruck an.

Sie nahm Leo Karas ausgestreckte Hand und kam nicht mehr dazu, die restlichen Fragen zu stellen, die ihr durch den Kopf schwirrten. Der Mann verließ schon ihr Zimmer. Über diese unerwartete Wendung müsste sie den Generalstaatsanwalt unverzüglich unterrichten.

*Mittwoch, 5. Oktober*

Leo Kara drückte mit dem Ellenbogen auf den Klingelknopf von Kati Soisalos Wohnung, in der einen Hand hielt er eine Rotweinflasche und in der anderen seine vollgepackte, abgewetzte Ledertasche. Er war fix und fertig, wollte Kati aber trotzdem schon an diesem Abend sehen.

Die Tür ging auf, und Kati küsste Kara auf die Wange, noch bevor einer von beiden den Mund aufmachen konnte.

Kara vermochte seine Verblüffung nicht zu verbergen. Kati Soisalo war blass und abgemagert und nur noch ein Schatten ihrer selbst. Auch von ihren blonden Haaren war nicht viel übrig, ihre Brüste zeichneten sich allerdings immer noch sehr sexy unter dem etwas zu eng anliegenden Hemd ab. Und in ihren Augen brannte dasselbe vertraute Feuer wie früher. Kara vermutete, dass sie weiter genauso vehement und resolut wie bisher nach ihrer Tochter suchte. »Schön zu sehen, dass du wieder auf dem Damm bist«, sagte er und griff dann etwas daneben: »Oder zumindest am Leben.«

»Immer noch der alte Schmeichler. Und du siehst offen gesagt selbst wie ein Assi aus«, erwiderte Kati Soisalo, lächelte kaum merklich und bedeutete Kara hereinzukommen. Sie holte Gläser aus der Küche, öffnete seine Weinflasche und ging ins Wohnzimmer.

»Du hast dich wirklich verdammt gut erholt.« Kara wollte seine unfreundliche Bemerkung wiedergutmachen. »Es ist immerhin erst zwei Monate her, dass du im Krankenhaus von Töölö im Koma gelegen hast. Du kannst froh sein, dass du noch am Leben

bist, die Kugel hat deinen Hirnstamm nur um Millimeter verfehlt.«

»Die Operation hat sechs Stunden gedauert«, erklärte Kati Soisalo nachdenklich.

»Jetzt ist uns beiden in den Kopf geschossen worden«, versuchte Kara zu scherzen. »Hoffentlich hast du keine ... bleibenden Verletzungen zurückbehalten, so wie ich.«

»Nichts Ernsthaftes«, antwortete Kati Soisalo, obwohl sie gern von der ständigen Müdigkeit und ihren anderen Beschwerden erzählt hätte.

»Ich habe Neuigkeiten von Vilma«, verkündete Kara und sah, wie Kati Soisalo sofort angespannt wirkte. »Gestern habe ich in Wien mit der Chefin der UNODC-Gruppe zur Untersuchung des Menschenhandels gesprochen. Es sieht so aus, als hätte man Vilma gleich im Anschluss an die Entführung nach Finnland gebracht.«

»Das kann nicht stimmen!«, widersprach sie heftig, schaute ihn aber trotzdem hoffnungsvoll an.

Kara leerte sein Weinglas, holte seine Tasche und nahm das Notizbuch heraus. »*Bestellung – Vilma. Beschafft 13.9.2007 Dubrovnik. Übergeben 14.9. Lubljana. Eingetroffen 16.9. Helsinki.* Ein Zettel mit diesem Text wurde in Belgrad gefunden.«

Kati Soisalo schüttelte ungläubig den Kopf. »Jukka Ukkola hat gesagt, dass Vilma nach Italien gebracht wurde. Und die Leute in Vittorio Veneto haben Vilma auf dem Foto erkannt.«

Kara zuckte die Achseln. »Vielleicht war das Mädchen auf dem Foto doch nicht Vilma.«

Kati Soisalo fluchte so heftig, dass Speichelspritzer sprühten, und vergrub schließlich ihr Gesicht in beide Hände. »Das bringt die Karten ja völlig durcheinander, das ändert alles, was ich über Vilmas Verschwinden wusste. Oder zu wissen glaubte. Jetzt kann ich mir nicht mal mehr sicher sein, dass Vilma noch am Leben ist!« Sie fuhr sich mit den Fingern durch die Haare und schluchzte, dass ihr ganzer Körper zuckte.

Kara hätte sie gern irgendwie getröstet, doch er wartete nur ab, bis sie sich wieder etwas gefangen hatte. »Und Ukkola, hat er dich in Ruhe gelassen?«

Kati Soisalo schnaufte verärgert. »Der Verrückte hat sich etwas beruhigt, er hat ja alle Hände voll zu tun, weil gegen ihn selbst Anklage erhoben wird wegen Dienstvergehen. Er war auch einen Monat in Untersuchungshaft. Aber um die von ihm inszenierte Anklage gegen mich und Paranoid hat er sich gekümmert, unsere Prozesse beginnen vielleicht noch vor Weihnachten.«

Kati Soisalo stand auf, um Kara Wein nachzugießen. »Wir beide sind übrigens nicht mehr zusammen.«

»Ach, sind wir das nicht mehr?«, fragte Kara.

»Ich rede von Paranoid und mir. Er ist wütend geworden, als ich ihm meine Entscheidung mitgeteilt habe. Das ist verdammt schade, ich brauche seine Hilfe und er meine, wenn wir Ukkola aufs Kreuz legen wollen. Und an dem Kerl, diesem Stück Dreck, werde ich mich rächen, da kannst du sicher sein. Aber vorher muss man herausfinden, was er wirklich über Vilma weiß.«

Kara hatte nicht die geringsten Zweifel, dass sie ihre Worte in die Tat umsetzen würde. Er zögerte immer noch, über seine eigene Lage zu sprechen, obwohl die Last der Vergangenheit erdrückend war. Rasch leerte er wieder sein Glas. »Ich erinnere mich jetzt an alles.«

Als der Damm geöffnet war, brachen die Sätze aus ihm heraus wie eine Flutwelle. Er schilderte die Ereignisse vom Oktober 1989 und erzählte alles, woran er sich erinnerte, das dauerte fast zwanzig Minuten. »Wenn ich geredet hätte, würde meine Mutter vielleicht noch leben. Man wollte nur Informationen von uns«, sagte er zum Schluss.

Kati Soisalo sah, wie sehr ihm das zu schaffen machte. Sie setzte sich neben Kara aufs Sofa und legte den Arm um ihn. »Du trägst keine Verantwortung für den Tod von irgendjemandem. Du hast niemanden umgebracht.«

»So fühle ich mich aber. Ich will wissen, was tatsächlich geschehen ist und warum, ich will die drückende Last der Schuld loswerden, saubere Hände haben.«

»Du willst die Wahrheit wissen. Du weißt, dass du kein schlechter Mensch bist, und willst das beweisen. Seit wir uns kennen, hast du an der Grenze zwischen Richtig und Falsch immer auf derselben Seite gestanden. Ich wette, aus dir wäre ein wirklich netter Kerl geworden, ohne ... all das, was passiert ist.«

Kara schloss die Augen und dachte über ihre Worte nach.

Nach einer Weile brach Kati Soisalo das Schweigen: »Du hast gesagt, dass die Killer nur Informationen wollten. Man sollte eigentlich annehmen, dass euer Zuhause und das Arbeitszimmer deines Vaters sehr genau durchwühlt wurden. Ein altes Radio ist nicht unbedingt das, was man sich unter einem guten Versteck vorstellt.«

»Vater hat darin nicht ständig etwas aufbewahrt. Manchmal brachte er Unterlagen abends mit nach Hause und nahm sie früh wieder mit.«

»Lebt dein Vater deswegen noch? Weil die Killer die Informationen nicht fanden, die sie finden wollten? Wurde seine Hinrichtung nur inszeniert, um deine Mutter oder dich zum Reden zu bringen?«

Kara richtete den Oberkörper auf. Die Anspannung kehrte in seine Gesichtszüge zurück. »Das möchte ich auch wissen. Jedenfalls brauchten sie Vater für irgendetwas, sie haben ihn gezwungen, in ihren Forschungszentren zu arbeiten. Das hat Vater im August geschrieben.«

»Und du weißt nicht, wofür man ihn braucht?«, fragte Kati Soisalo, obwohl sie die Antwort wusste.

Kara schüttelte den Kopf.

»Und was ist mit deiner Schwester?«

»Das weiß niemand. Die DNA von Emma, Vater und Mutter wurde im Koksofen jener Fabrikhalle gefunden, aber das beweist

nicht unbedingt etwas. Schließlich ist Vater ja trotzdem am Leben.« Kara beschloss, das Thema zu wechseln. »Willst du hören, warum ich nach Finnland gekommen bin?«

»Natürlich meinerwegen«, antwortete Kati Soisalo und lächelte.

Kara berichtete rasch, was er von Kärävä erfahren hatte.

»*I rest my case*. Du setzt dich wieder für eine gute Sache ein. Du willst deinen Vater finden und ihm helfen«, sagte Kati Soisalo.

»Ich will herausfinden, was im Oktober 1989 geschehen ist, weil ich mich schuldig fühle.«

Kati Soisalo wirkte nachdenklich. »Die Entlarvung des Kabinetts würde auch mir helfen – Ukkola ist Mitglied des Kabinetts und der einzige Mensch, von dem ich etwas über Vilma erfahren kann. Wollen wir wieder zusammenarbeiten?«

Kara verzog den Mund. »Zu zweit könnte das etwas zu schwierig werden. Wie sehr hast du Paranoid verärgert?«

Kati Soisalo zuckte die Achseln. »Wo wolltest du übrigens übernachten? Du kannst gern hier schlafen, du bekommst meinen Zweitschlüssel. Ich fahre jetzt zu Ukkola.«

\* \* \*

Abends um halb acht stieg Kati Soisalo auf dem Hof von Jukka Ukkolas Kriegsveteranenhaus in Pitäjänmäki aus ihrem Zwergen-Smart. Sie wollte herausbekommen, ob Karas neue Informationen über Vilma zutrafen. Am liebsten wäre sie hingegangen und hätte diesen Scheißkerl mit vorgehaltener Waffe gezwungen zu reden, aber das kam leider nicht in Frage. Ukkola war zwar wegen eines begründeten Straftatverdachts vom Dienst suspendiert, aber trotzdem immer noch stellvertretender Chef der KRP. Wenn sie in den Knast käme, könnte sie ihre Tochter nicht suchen, das war ihr klar. Sie hatte ihr Kommen eine Stunde vorher per SMS ange-

kündigt und wusste, dass Ukkola zu Hause war: Sein brandneuer schwarzer Audi stand auf dem Hof, und zu Fuß ging Ukkola nirgendwohin, nur in seine Stammkneipe Wossikka. Ihr Herz hämmerte und alle möglichen Gedanken schossen ihr durch den Kopf, einer düsterer als der andere.

*Hoch oben in der Birke hat der Buchfink sein Nest gebaut, tirili tirila, und nun singt er den ganzen Sommer lang so fröhlich und laut, tirili tirila ...* Kati Soisalo hatte Vilmas Kinderlied noch im Ohr. Sie sah die morschen Sandkastenbretter und die vom Rost zerfressene Schaukel, ihr fiel all das Abartige ein, das Ukkola ihr hier angetan hatte, und sie berührte die Narbe, die eine in diesem Haus vor zwei Monaten abgefeuerte serbische Kugel hinterlassen hatte. Bei ihrem letzten Besuch war sie bereit gewesen, Ukkola zu töten, und ihre Gefühlslage hatte sich seitdem kaum geändert. Sie klopfte an der Haustür; die Schlüssel besaß sie nicht mehr, die hatte Ukkola ihr beim letzten Mal abgenommen. Schließlich klingelte sie, erst kurz, dann hielt sie den Knopf einfach gedrückt.

Endlich ging die Tür auf. Jukka Ukkola stand im Bademantel mit rotem Gesicht da und starrte sie verärgert an. »Ich war gerade in der Sauna, aber gut, dass du gekommen bist, es wurde auch Zeit. Bestimmt willst du dich dafür bedanken, dass ich dir das Leben gerettet habe. Merkwürdig, dass man darauf wochenlang warten muss.«

Als seine Exfrau eingetreten war, betrachtete Ukkola neugierig die Narbe, die unter ihrem sehr kurzen Haar rot leuchtete. »Eine Frau, die so schlimm aussah, habe ich zuletzt im Leichenschauhaus gesehen. Und das war eine Wasserleiche, die monatelang in einem See gelegen hatte.«

Kati Soisalo schloss die Augen und ballte die Fäuste, am liebsten hätte sie diesen Psychopathen sofort zum Schweigen gebracht.

»Gib dein Handy her und spreize die Beine, das kannst du ja. Und die Hände hoch und zur Seite«, befahl Ukkola.

»Was zum Teufel soll das ...«, ächzte Kati Soisalo, als Ukkola anfang, die Hosenbeine ihrer Jeans abzutasten.

»Ich gehe keinerlei Risiko mehr ein. Dein Bumsfreund, der bald in den Knast wandern wird, ist mit Computern und seinen anderen Geräten zu allen möglichen Tricks fähig, da ist niemand sicher.« Zum Schluss schaltete Ukkola ihr Handy aus und nahm den Akku heraus.

Kati Soisalo ging ins Wohnzimmer und setzte sich auf das Sofa, auf dem sie vor ein paar Wochen zugesehen hatte, wie Ukkola ins Bein geschossen wurde. Als sie die Sammlung der japanischen Gegenstände und Waffen erblickte, weckte das viele unangenehme Erinnerungen. Sie betrachtete ein Samuraischwert, das in einem Holzgestell auf dem Boden steckte und einen Ehrenplatz einnahm.

»Das ist eine handgeschmiedete Kopie des *Katana*, das Uesugi Kenshin im 16. Jahrhundert benutzte. Es kostet mehr als dein Auto. Dieses Schwert hat dein Leben gerettet, ich habe dem Scheißserben dieses Baby bis ans Heft in die Brust gerammt. Der Griff besteht übrigens aus Rochenhaut.« Ukkola streichelte die Samuraiwaffe wie ein Haustier.

Kati Soisalo schloss die Augen und atmete ganz ruhig.

»Machen wir da weiter, wo wir letztens stehengeblieben waren? Du hattest ja versprochen, wieder hier einzuziehen, wenn ich dir sage, wo Vilma ist.« Ukkola zog den Gürtel des Bademantels auf und präsentierte sein Glied. Am linken Oberschenkel war eine große rote Narbe zu sehen, die von der Schusswunde im August stammte.

»Seit wann hat Vilma in Vittorio Veneto gewohnt?«, fragte Kati Soisalo.

Ukkolas Augenbrauen senkten sich, er band den Bademantel zu. »Die ganze Zeit. Das Mädchen wurde sofort nach der Entführung dorthin gebracht.«

»Das ist eine Lüge!«, erwiderte Kati Soisalo in scharfem Ton.

»Ich habe heute erfahren, dass Vilma von Dubrovnik über Slowenien nach Finnland gebracht wurde. Die Entführung war eine Auftragsarbeit.«

Ihr war klar, dass sie ins Schwarze getroffen hatte, als sie Ukkolas Gesichtsausdruck sah. Er lachte, um zu überspielen, wie verdutzt er war, und ging in die Küche. Man hörte es zischen, als eine Bierbüchse geöffnet wurde, danach dauerte es noch eine Weile, bis er ins Wohnzimmer zurückkehrte.

»Was hast du sonst noch über Vilma gehört? Und von wem?«, fragte Ukkola.

Kati Soisalo stand auf und stellte sich vor ihn hin. »Jetzt bist du dran mit reden. Du hast schon erlebt, wozu ich mit Paranoid zusammen imstande bin. Und Leo Kara ist auch wieder in Helsinki, er hat neue Informationen über Kabinettsmitglieder, auch Namen. Wenn du mir hilfst, Vilma zu finden, lassen wir dich in Ruhe. Ansonsten fördern wir die ganze Scheiße zutage, die du angestellt hast, und übergeben die Informationen an Nyman von der KRP.« Kati Soisalo bemühte sich, so überzeugend wie möglich zu wirken, obwohl sie wusste, dass ihre Drohungen soviel wert waren wie ungedeckte Schecks.

Ukkola überlegte einen Augenblick, dann zog ein breites Lächeln über sein Gesicht. »Du hast ganz recht. Vilma ist nie in Belgrad oder in Vittorio Veneto gewesen.«

Kaum hatte sich Kati Soisalo gefreut, dass es ihr gelungen war, Ukkola die Information mit einem Bluff zu entlocken, da packte sie schon die Wut. »Vilma wurde in Vittorio Veneto auf einem Foto erkannt. Du hattest Stein und Bein geschworen, dass sich das Mädchen dort befindet. Und die beiden finnischen Touristen haben Vilma in Belgrad gesehen.«

»Ich habe geschwindelt«, erwiderte Ukkola amüsiert. »Ich wollte nicht, dass Vilmas Aufenthaltsort ... dass die Wahrheit herauskommt. Das Mädchen auf dem Foto war nicht Vilma und hat sie auch nie zu Gesicht gekriegt. Und ich habe nicht die geringste

Ahnung, was für eine Göre die beiden Touristen in Belgrad gesehen haben.«

»Wurde Vilma im Anschluss an die Entführung nach Finnland gebracht? Wo ist sie jetzt? Ist Vilma am Leben?« Kati Soisalos Stimme wurde immer lauter.

»Du ziehst einfach wieder hier ein und machst die Beine breit, wenn man es verlangt. Dann wirst du alles herausfinden. Sonst nicht.«

Kati Soisalo konnte sich nicht mehr beherrschen. »Weißt du, was ich vorhatte, als ich im August hierhergekommen bin und versprochen habe, zu dir zurückzukehren, wenn du mir sagst, wo Vilma ist?«

»Du hattest vor, dich mit deinem Schicksal abzufinden.«

»Ich hatte beschlossen, dich umzubringen. Egal wie«, sagte Kati Soisalo und schaute ihren Exmann mit einem Blick an, der nichts unklar ließ.

Ukkola fuhr sich mit den Fingern durch sein rabenschwarzes Haar und presste die Lippen zusammen. Dann schossen die Worte doch aus ihm heraus: »Es ist Zeit, dass du etwas erfährst. Ich bin nicht Vilmas Vater.«

Kati Soisalo blieb der Mund offen stehen, sie wurde noch blasser.

»Ich bin steril«, erklärte Ukkola mit ernster Miene. »Mumps mit sechzehn, Hodenentzündung und so weiter.«

\* \* \*

Verdammter Mist, das ist nicht einmal annähernd so gelaufen, wie es sollte, dachte Jukka Ukkola, während er durchs Fenster zusah, wie Kati Soisalo Gas gab und ihren Smart durch das Tor in der Weißdornhecke manövrierte. Er bereute es, dass er Kati geärgert und vor lauter Wut auch noch sein Geheimnis verraten hatte. Bisher wusste nur seine Mutter, dass er unfruchtbar und eben ein Gipsei war. Schon seit Jahrzehnten bemühte er sich, nicht an die-

sen Begriff zu denken: Gipsei hatte ihn sein Vater nach dem Ziegenpeter immer genannt, dieser verdammte Sadist, er hatte das Wort wie einen scherzhaften Kosenamen benutzt.

Auch das noch. Als wäre es nicht schon genug, dass man ihn bei der KRP rausgejagt hatte. Schon der Gedanke, dass er die Rangabzeichen des stellvertretenden Chefs trug, hatte fast jeden Tag seinen Zeiger auf die Zwölf schnellen lassen, das musste er sich eingestehen.

Ukkola stieg die Treppe hinunter in den Keller, zog im Umkleideraum den Bademantel aus und betrachtete seinen Körper im Spiegel. Er war mager, sehnig und effizient. Irgendeine normale Arbeit würde er garantiert nicht mehr übernehmen. Ukkola wusste sehr wohl, dass man im Leben zuweilen gezwungen war, Zugeständnisse zu machen, aber in seinem Fall war das nur äußerst selten eingetreten.

Er setzte sich in der Sauna, die er kürzlich renoviert hatte, auf die Pritsche aus Schwarzerlenholz und versuchte seinen Ärger mit häufigen Aufgüssen zu ersticken. Als an jenem 17. August Kati auf der Treppe seines Hauses lag und er angenommen hatte, sie wäre tot, da hatte sich tief in ihm etwas gerührt, das musste er zugeben. Natürlich war er an dem Tag völlig durch den Wind gewesen, immerhin hatte er gerade einen Menschen getötet und eine Kugel ins Bein bekommen. Doch der Aufruhr in ihm legte sich selbst nach Wochen nicht. Das erste Mal wurde ihm klar, dass auch er sterblich war und dass er Kati tatsächlich nicht endgültig verlieren wollte. Er hatte die Absicht, seine Frau zurückzugewinnen, indem er seine empfindsame Seite offenbarte und sich aufopferungsvoll um sie bemühte, das liebten die Frauen, zumindest behaupteten es alle. Das machte ihn noch lange nicht zum rührseligen Softie, es brauchte ja niemand außer Kati davon zu wissen.

Ukkola duschte kalt und stieg dann nackt und von der Sauna immer noch gerötet hinauf in sein Arbeitszimmer. Kürzlich hatte er von seinen Lieblingsfotos Poster in der Größe 30 × 40 und

50 × 70 Zentimeter anfertigen lassen. Die bedeckten nun die Zimmerwände vom Fußboden fast bis zur Decke.

Die Fensterwand war Fotos von ihm und Kati gewidmet: sie beide auf ihrer Italienreise am Strand von Amalfi, bei einer Wanderung in Kuusamo, beim Sonnenbad auf einem Segelboot, bei der Gartenarbeit mit der Harke in der Hand, in der Kirche von Pitäjänmäki als frischvermähltes Paar ... Die Nordwand zeigte Porträtfotos von Kati: die lächelnde, verweinte, lachende, wütende, verblüffte, sich schminkende und den Mund verziehende Kati. An der Südwand hingen seine Fotos von Kati, die besonders sexy waren: Kati, wie sie nackt auf dem Bett liegt, mit wippenden Brüsten in einen See rennt, ihre Stay-ups anzieht, sich mit dem Saunatuch abtrocknet und im pitschnassen T-Shirt eine Skulptur des Trevi-Brunnens in Rom umarmt.

Jukka Ukkola bekam eine Erektion, als er die Fotos seiner Exfrau anstarrte. Näher an eine Frau heran kam er heutzutage nicht mehr, nachdem man ihn sowohl bei der Jagd nach Teenagern im Internet als auch beim Verfrachten von Huren nach Finnland erwischt hatte. Seine Geduld reichte nicht aus, um sich Fleisch auf dem freien Markt zu beschaffen, er gehörte nicht zu den Männern, die eine Frau zum Essen und Trinken einluden, sie von vorn und hinten bedienten und Süßholz raspelten, nur um sie rumzukriegen und flachzulegen. Außerdem war Kati seine Frau, das wurde ihm jetzt klar.

Die Schüsse im August hatten tatsächlich bewirkt, dass seine Gedanken klarer wurden. Er fand, er müsste etwas demütiger werden, und nahm vom Schreibtisch eine Anthologie japanischer Tanka, reimloser Kurzgedichte. Der Samurai-General Taira no Tadanori, gefallen 1184 in der Schlacht von Ichi-no-Tani, war garantiert kein ätherischer Hasenfuß, obwohl er Verse geschmiedet hatte. Warum sollte er selbst also nicht den Mut aufbringen, das Gleiche zu tun wie einer der besten Soldaten der Weltgeschichte?

*Kühl war es damals  
und der Mond am Himmel fahl,  
als wir uns trennten.  
Seitdem hass' ich nichts so sehr  
wie seine Morgensichel.*

Das Gedicht ergab seiner Ansicht nach keinen Sinn, vielmehr musste er darüber lachen. Aber das war egal, solchen Scheiß mochten angeblich auch Frauen mit einer harten Schale.